

HERMANN REICHERT (Wien)

WALTHER: SCHAF IM WOLFSPELZ ODER WOLF IM SCHAFSPELZ?

Walthers Lebenszeugnisse sind, außer den beiden Notizen in Wolfgers Reiserechnungen, seine Gedichte (so Schröder 1974, S. 89), aber auch Nennungen bei Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Ulrich von Singenberg, Anspielungen bei Reinmar von Hagenau, Thomasin von Zerklære, Geltar, Ulrich von Liechtenstein und sicher auch bei Neidhart. Welches Waltherbild ergeben sie insgesamt?

DIE KOLLEGEN UND WALTHER

Wolfram ist (falls man Parzival 114,8ff. so deuten darf) von der Lyrik als Herrin enttäuscht, wird ihr untreu und nimmt die Epik als neue Herrin, beurteilt die Lyriker insgesamt kritisch, hat aber keinen Anlaß (mehr), einen direkten Konkurrenten zu verspotten und fühlt sich in deren Kampf als unschädlicher Storch im Saatfeld (Lied 5,16). Sein (und auch Gottfrieds) Urteil ist nicht durch persönlichen Wettbewerb innerhalb der Gattung verzerrt, wenn auch vielleicht durch anderes.

Wolfram verteidigt die rauen Sitten Keis, der am Artushof das Amt hat, Betrüger hinauszuerwerfen (Parzival 296,13ff.). Darauf folgt (297,16ff.): „Fürst Hermann von Thüringen, einen guten Teil deines Ingesindes möchte ich lieber Ausgesindel nennen. Du würdest auch einen Kei brauchen, nachdem du aus wahrer *mitte* ein so mannigfaltiges Gefolge hast, teils Gedränge Verachtenswerter, teils Herandrängen von Edlen. Deswegen muß Herr Walther singen: *quoten tac bæz unde quot*. Wenn man heutzutage so etwas singt, erhalten die falschen die Ehre dafür.¹ Das hätten ihm weder Kei noch Herr Heinrich von Reibach geraten.“

¹ Naumann, ZfdA 83 (1951/52), S. 125–127, faßt es bis hierher als Walther-Zitat auf; ihm folgt Maurer in seiner Ausgabe Bd. 1, S. 39. Als nur fünf Worte Zitat plus Kommentar Wolframs über Walther paßt es besser in den Kontext. Den gesamten Text als Wolframs Wortwahl aufzufassen und *quoten tac bæz unde quot* als Paraphrase von 20,4 anzusehen, geht nicht, weil in Walther 20,4 rüpelhaftes Benehmen, hier aber Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit für Probleme sorgen. Das Problem *bæz unde quot* bezeugen für Walther außer dem verlorenen Lied die Atze-Sprüche, nicht 20,4. Lärm ist ein Ausdruck der Festesfreude und positiv (Nibelungenlied B 32 [Bartsch 34]); beim Vortrag von Minnesang stört er. Böses und gut (Walther), wert und schmäglich (Wolfram) sind auf einer anderen Ebene; da geht es nicht nur, wie in Walther 20,4, um Lärm bzw. Zuhörenwollen. Walther hatte in Thüringen verschiedenartige Probleme.

Über Heinrich von Reibach müssen wir Literaturwissenschaftler nicht spekulieren, ob er, Bayer, am bayrischen Hofe Truchseß war oder am thüringischen. Der Satz könnte meinen, Hermanns Truchseß Heinrich hätte keinen solchen Rat gegeben wenn Walther gefragt hätte (dann war Heinrich Hermanns Truchseß) oder, wenn Hermann jemanden wie Heinrich zum Truchsessen hätte, würde derlei nicht passieren (dann war Heinrich nicht Hermanns Truchseß), oder anderes. Das sollen Historiker behandeln. Wir fragen uns, was Kei und Walther im Parzival zu tun haben. Jedenfalls ist der Satz Lob für Kei und Heinrich von Reibach, humorvolle Kritik am Landgrafen² und *zwîvellop* für Walther. Die Frage, was das Lob Keis für den Parzival-Roman bedeutet, hängt zusammen mit der, was Walther in ihm zu tun hat. Wolframs Publikum ist Kei als Romanfigur vorbekannt, z. B. aus Hartmanns Ereke;³ bei Hartmann kommt Kei schlechter weg als bei Chrestien und viel schlechter als bei Wolfram. Hartmann-Forscher wissen, warum: wenn es an einem Hof nur Gute gibt, wird er langweilig; bei Hartmann soll der Artushof ideal sein, da muß als Würze ein *zuhtlöser* (Iwein 90) Keie her. Bei Chrestien ist der Artushof nicht ideal, sondern in einer Sackgasse, Artus und Gauvain sind Zielscheiben des Spottes; da kann Keu im Gespräch anlässlich der Ausschau vor der Lösung des ‚Hirschjagdproblems‘ (1090 ff.) geachteter Freund von Gauvain sein (er sieht Yder sogar als erster kommen); als Keu sich Gauvains Pferd ohne dessen Wissen nimmt (3959 ff.), agiert er nicht wie ein Pferdedieb, sondern macht es zum Scherz und wird von anderen gesehen, die es ihm nicht verwehren. Er ist keine Unfigur, aber der Hof bekommt Farbe durch seine Schwächen, und warum das Publikum es goutierte, daß der Seneschall solche hat, erklärten Soziologen. Wolfram bezieht sich aber auf Hartmann. Über den Ereke können wir wegen des fehlenden Prologs nicht spekulieren (auch

² Der Landgraf war Wolfram für diese Kritik sicher nicht böse. Für einen Mäzen macht es sich gut, wenn er Dichter fördert, obwohl sie ihn kritisieren, und für einen Dichter macht es sich besser, wenn er sich mutig zeigt, als wenn man ihm vorwerfen kann, für Honorar zu schmeicheln. Wolfram verstand es anscheinend besser als Walther, hierin richtig zu dosieren. Vielleicht kam seine Kritik Hermann sogar gelegen.

³ Auch in Ulrichs Lantzelet kommt Kei schon vor. Die Minne erscheint in ihm vor- oder frühhöfisch; daher ist er nicht mit Spiewok (1997 Einleitung passim, bes. S. XIII ff. und XXIX ff.) später als der Parzival zu datieren. Was an Minneauffassung bei beiden auftritt, muß nicht Wolfram erfunden haben, es kann von beiden unabhängig aus Frankreich importiert sein: auch Wolfram entnimmt der französischen Kultur viel. Hier sei daran erinnert, daß auch das Tagelied Wolframs, in dem er die Freuden des mit seiner Geliebten verheirateten Liebhabers preist, ein Vorbild hat: der provenzalische Trobador Elias von Uisel vertritt in einem um oder bald nach 1200 entstandenen *jeu partit* die Meinung, die Freude des mit seiner eigenen Minnedame verheirateten Verehrers sei vorzuziehen, da er seine Geliebte ohne Wächter, Rivalen oder Herrn besitze. Man kann es einfach als Wolframs Nachdichtung eines literarischen Scherzes betrachten, dann muß es weder programmatisch noch das letzte Tagelied Wolframs sein (Reichert 2002, S. 112). Daß das französische Original des Lantzelet verloren ist, was Spiewok für verdächtig hält, wäre kein Einzelfall. Vom ‚Herzog Friedrich von der Normandie‘ haben wir nur die schwedische Übersetzung der ebenfalls verlorenen niederdeutschen Übersetzung. An französischer Literatur ging viel verloren.

wenn wir wegen der Selbstnennung in v. 7493 sicher sind, daß er von Hartmann stammt), aber der Iwein-Prolog macht klar: ‚wir‘ haben wunderbare Dichter, eine ideale Welt aus deren Kopf ist so viel wert wie eine in der ‚Realität‘; aber die Vorzeit, meint er, war tatsächlich ideal. Wolframs Artushof ist nicht ideal, ihm hilft kein Superheld, und es zeigt sich seine Unwichtigkeit – obwohl Bumke (2001, S. 164) meint: „Am Schluß erscheint der Artushof als Garant einer vorbildlichen höfischen Gesellschaftsordnung; und Gawan bleibt ihr erster Repräsentant.“ Wolframs Romanwelt verdankt den Happy-End-artigen (jedenfalls nicht katastrophalen wie im Nibelungenlied) Schluß einem Wunder, nicht den Protagonisten und, da sehe ich stärker als Bumke das Sinndefizit des Artushofes bei Wolfram, der Artuskultur schon gar nicht. Der Artushof braucht als Hinausschmeißer einen groben Klotz; eine nicht ideale Gesellschaft braucht nicht ideale Figuren. Problem der Interpretation ist: Wolfram ‚mißt‘ gerne; dazu gehört ein Maßstab und etwas, das gemessen wird. Walther weiß (26,33), daß das Ergebnis von der Wahl des *mez* abhängt. Bei Wolfram weiß man aber weder, was Maßstab ist und was zu Messendes, noch bei seinen Erklärungen, was Explanans ist und was Explanandum. Mißt er die Gegenwart an der Vergangenheit oder umgekehrt? ‚Alte Geschichten‘ erklärt man mit der Gegenwart: ‚Stellen Sie sich vor, heutzutage ...‘. Umgekehrt erwartet man, daß in der Vergangenheit spielende Geschichten helfen, Gegenwart oder Zukunft zu verstehen, und Einsprengsel von Ereignissen aus der Welt von Autor und Publikum können durch die in ferne Zeit verlagerte Geschichte erklärt werden. In beiden Fällen glaubt das Publikum, daß es Hilfe zum Verstehen des einen oder anderen erhält. Wolfram hilft aber nicht – oder ist es gleichgültig, was Explanandum und was Explanans ist, weil das Messen in keine Richtung Sinnvolles ergibt und wir die Welt ohnehin nicht verstehen, die wegen unserer eingeschränkten Erkenntnisfähigkeit sich in uns malt wie in einem schlechten Zinnspiegel oder im Traum des Blinden (Parzival 1,20 f.), nicht nur unbeständig wie *troum und spiegelglas* (Walther 122,24; eine Art Nachruf auf Wolfram?), sondern auch ungenau, woran Wolfram nicht schuld ist? Die Geschichte ist ja so schwer zu erzählen, daß es nicht einmal drei ordentlich könnten, deren jeder mindestens so gut wie Wolfram wäre (was kein [Un]bescheidenheitstopos ist, sondern feststellt, daß man die Welt nicht adäquat erzählen kann).⁴

Das Walther-Zitat erfüllt also einen nicht eindeutig erkennbaren Zweck. Sicher ist aber: einerseits ist es eine Anerkennung Walthers, denn namentliche Nennung zeigt, daß der Genannte ihrer wert ist (auch wenn man über ihn ein so hartes Urteil fällt wie Wolfram über Chrestien); andererseits sollen wir auch über ihn lachen, nicht nur über den Landgrafenhof. Wolfram will, wo er Dichter nennt oder auf sie anspielt, zeigen, daß er besser oder zumindest ernster zu nehmen ist. Der Vergleich der Nennungen zeigt, daß keiner gut wegkommt, aber Walther am besten. Anspielen auf Dichter macht Wolfram: im Parzival auf Reinmar⁵, Hartmann, Eilhart⁵,

⁴ So Reichert 2002, S. 55. Anders Schirok 1986.

⁵ Nicht namentlich genannt, aber von Wolfram für sein Publikum eindeutig gekennzeichnet.

Veldeke, Walther, einen Guiot, ein Werk der Heldensagentradition⁵, Chrestien; im Willehalm gegen Gottfried⁵ (4,23 f.; die angeblichen Anspielungen auf Gottfried im Parzival sind Forscherphantasie; dazu Reichert 2002, S. 50 f. und 85), auf Walther und Neidhart. Namentlich genannte Lyriker darunter sind nur die Letztgenannten; dabei steigt Walther besser aus als Neidhart. Daß Wolfram von ihm nur Polemik zitiert und kein Minnelied, zeigt, was Wolfram für Walthers Hauptleistung hält.

Man kann Wolfram keine Kritik an Walthers Dichtung nachweisen; doch Spott trifft Walthers Charakter. Ähnlich verspottet Wolfram seine Figuren, auch wenn sie *werdiu diet* sind (Trevrizent und Parzival: Parzival 487,11 f.); schärfste Kritik (sein Pegasus hinkt) trifft hingegen den Ungenannten, der allen Damen Matt ansagt; damit kann er nur Reinmar meinen. Wolfram schätzt Walther und gibt ihm Recht, nimmt ihn aber nicht ernst; außer Parzival 297,25 noch im Willehalm: 136,6 ff.⁶ lacht man nicht über Tegernseer Mönche (weil sie etwa ihrer Bozener Weingärten beraubt gewesen wären), sondern über den beleidigten Walther. Willehalm 286,19–22 wird der Spießbratenspruch parodiert, der Probleme der Fürsten mit Philipp deutlicher artikuliert als Probleme Walthers mit Philipp. Unklar ist, ob Wolfram hier über Walther spaßt, weil Philipp den Spruch schlechter aufgenommen hätte als von Walther intendiert, oder ob Wolfram sich mehr über den inzwischen verstorbenen Philipp lustig macht, unter dessen Feinden sich Wolframs Mäzen Landgraf Hermann ja zeitweise befunden hatte (Reichert 1997), oder ob er kritisiert, daß Walther sich von Philipp abwandte, nachdem er ihm lange *holdes herze* getragen hatte – in der distanzierten Anrede *Her Vogelweid* schwingt vielleicht Kritik mit.

Einfluß gab es in beide Richtungen: der Klausner Walthers (zu Ereignissen von 1201) muß älter sein als Wolframs Trevrizent-Gestaltung in Buch 9 des Parzival (eine unbestimmte Anzahl von Jahren nach 1203); Trevrizent begegnet uns schon Parzival 268,29 bzw. 271,10, aber individuelle Züge des Autors Wolfram erhält er erst im 9. Buch, das jedenfalls erst einige Zeit nach dem 3. Reichsspruch entstanden sein kann. Walthers Klausner hat wohl Wolfram dazu angeregt, sich hinter einer derartigen literarischen Figur zu verstecken. Walthers ‚Gegenmatt‘ ist Voraussetzung für Wolframs Lied 5,16 (so sicher mit Recht Schiendorfer 1983, S. 160 ff.; den weiteren Schlüssen Schiendorfers kann ich jedoch nicht folgen). Dagegen ist Wolframs Spiel mit der aus Alter (als allegorische Figur: so alt wie die Welt) oder Jugend (weil als junge Frau vorstellbar) unvernünftigen Minne (Parzival 533,17 ff.): *Wil sie mit jungen ræten / ir alten site unstæten, / sô wirt sie schiere an prise laz* offensichtlich älter als Walther 57,32 *Weiz got wan daz si liste pfliget / und tôren triu-*

⁶ Der Gastgeber (der Kaufmann Wimar) erkannte wohl, daß er (Markgraf Wilhelm) wegen eines erlittenen Leides trauerte. Deshalb bat er ihn nicht, bessere Speise zu sich zu nehmen. Er reichte ihm harte Brote und das zu trinken, wovon die Nachtigall lebt und wovon ihr süßer Klang noch edler wird als ob sie all den Wein trünke, der bei Bozen wachsen mag.

get, *si ist doch elter vil danne ich*. Hier muß Wolfram den Primat haben; auch muß der Parzival-Prolog älter sein als *troum unde spiegelglas* (s. o.).⁷

Ungewiß ist, wie viel der Bezüge zwischen Walther und Wolfram auf persönlichem Kontakt und wie viel auf Lektüre beruht. Hier haben wir nur zwei Indizien, je eines für persönlichen Kontakt und für schriftliche Textübermittlung:⁸ Parzival 297,25 entspringt sicher schon persönlichem Kontakt, Wolframs frühere Stellungnahme in der Reinmar-Fehde dagegen am ehesten der Lektüre von Reinmars Strophe MF 159,1 in der fehlerhaften Lesung *daz ist in mat* (das kann sich nur auf die Letztgenannten, die Damen der anderen Dichter, beziehen; das *n* ist uns durch *E dar ist in mat* überliefert) für *daz ist iu mat* (A; das *u* ist durch ABC überliefert und damit für Reinmar gesichert).⁹ Walther behauptet nie, Reinmar wolle allen Damen Matt ansagen (tatsächlich galt Reinmars Mattansage wohl den Dichter-Konkurrenten); offenbar aus genauer Kenntnis des Reinmar-Textes.¹⁰ Reinmar hatte behauptet: „Ich werbe um das Höchste, das ein Mann für irdische Freude bedarf. Das ist eine Frau, die ich gar nicht so hoch loben kann, wie es ihrer Würde entspricht. Wenn ich sie so lobe, wie man die Frauen anderer zu loben pflegt, so nimmt sie mir das nie gut auf. Doch schwöre ich, sie ist so beschaffen, daß sie nie eine Fußbreite vom Pfad der weiblichen Tugenden abwich. Damit seid ihr (die Dichter, die andere Frauen besingen) mattgesetzt.“ Mit *lobe ich si, sô man ander frouwen tuot* meint Reinmar nicht, daß seine Dame von ihm mehr gelobt werden will als die Damen der anderen Dichter von jenen, sondern daß sie mit einer Dichtung, die nicht besser wäre als das was Reinmars Konkurrenten fertigbringen, nicht zufrieden wäre – das kann durchaus gleichzeitig die ‚Dame des Minnesangs‘ sein und nicht nur die persönliche Dame Reinmars. Dieser behaupteten Spitzenstellung widerspricht Walther.

Das führt zur Frage, wie genau Dichter die Werke ihrer Kollegen lasen. Handschriften waren rar; eine Person konnte kaum eine zur Alleinlektüre geliehen be-

⁷ Die Aufforderung, nicht nach der Hautfarbe zu loben (Walther 35,27), ist sicher jünger als die entsprechende Forderung im Parzival, aber nicht als direktes Wolfram-Zitat gestaltet; derartige Themengleichheiten ziehe ich hier nicht heran. Einen Überblick über weitere, weniger gesicherte Anklänge von Strophen Walthers an Stellen bei Wolfram bietet Scholz (1999) S. 71 f. und 144 f. Für uns außer Betracht bleiben auch Anklänge, die deutlich sind, aber die Priorität des einen oder anderen nicht eindeutig erkennen lassen (z. B. das *iuwelnslaht* in Wolframs Lied 5,16 gegen das *âne ougen sehen* Walther 99,6).

⁸ Details bei Reichert 1997.

⁹ Auch Schweikle nimmt in seiner Ausgabe der Reinmar-Lieder nach B diese Lesung auf, zieht aber nicht die Konsequenz daraus, das *iu* auf die Dichter zu beziehen. Der Lösungsversuch von Nellmann (1994,2, S. 516), daß Wolfram absichtlich Reinmar mißversteht, scheint mir unmöglich. Perfidie kann man Wolfram nicht zutrauen. Bewertung der Lesarten bei Reichert 1997 S. 279 ff.

¹⁰ Zu diesem Zeitpunkt weilten Walther und Reinmar also anscheinend in Wien; vielleicht, aber nicht notwendigerweise war es noch vor Walthers erstem persönlichem Zusammentreffen mit Wolfram.

kommen: Jordanes erklärt im Prolog der *Getica* (ca. a. 555), daß er dieses Werk als Auftragsarbeit übernommen habe, eine Kurzfassung der Gotengeschichte des Casiodor herzustellen, und beschwert sich, daß man sie ihm, als er an die Arbeit ging, zur neuerlichen Lektüre (er hatte sie schon einmal gelesen) nur für drei Tage borgte, und fügt hinzu, daß die ‚drei Tage‘ keine Stilfigur, sondern Realität seien und er das Werk großteils aus dem Gedächtnis niederschreiben mußte. Der römische Ritter Plinius der Ältere lud Freunde ein, wenn er sich aus einem Buch vorlesen ließ – sehr schnell, und als einmal einer der Freunde den Vorleser etwas wiederholen ließ, das der falsch gelesen hatte, fragte er: „Du hast aber trotzdem verstanden, was es bedeutete?“ – „Ja.“ – „Warum liebst du ihn dann wiederholen? Wir könnten schon zehn Zeilen weiter sein.“¹¹ Es fragt sich, ob Wolfram den Status hatte, falls man in Eisenach ein aus Wien eingelangtes Manuskript vorlas, die Wiederholung einer Passage zu verlangen. Verspottet Gottfried eine französische Tristan-Fassung, die eine Schwalbe von Cornwall nach Irland fliegen läßt, während bei Eilhart der in Vergil’scher Manier Schicksal spielende Wind das Frauenhaar über das Meer herbeitreibt, oder zitiert er Eilharts Tristan aus dem Gedächtnis ungenau, weil er ihn nicht auf dem Bücherbrett hat?

Wolfram (Parzival 115,5 ff.) nimmt Stellung gegen das, was er für eine Aussage Reinmars hält, aber nicht zu Gunsten Walthers, sondern auch die Lyrik, die sich nicht Reinmars Verfehlungen zu Schulden kommen läßt, wird nicht ernst genommen: *swâ mîn ellen sî gespart, / swelhiu mich minnet umbe sanc, / sô dunket mich ihr witze kranc*. Da ist Walther in alle Minnesinger inkludiert zu denken. Wolfram verspottet den Minnesang allgemein, ohne daß man es auf einen bestimmten Autor beschränken müßte, auch sonst, und zwar Parzival 201, 30 ff. das lange unerfüllte Werben und 587,7 f. die konventionalisierte Minneklage.¹²

Auch Wolframs Lied 5,16 zeigt, daß Wolfram weder den Minnesang noch den Rangstreit zwischen den Personen Walther und Reinmar ernst nimmt. Schiendorfer (1983, S. 167) hat insoweit Recht, als die Übernahme der Reimwörter von Walthers Gegenmatt und die darauffolgende Selbstdarstellung Wolframs als für die Saat unschädlicher Storch im Feld kein Lob Walthers ist; aber es ist doch ein im Gegensatz zum *sîn lop hinket ame spat*-Vorwurf gegen Reinmar harmloser Spaß und inhaltlich nur gegen Reimar gerichtet. Daß Wolfram Walthers Reimwörter benutzt, könnte sogar Signal der inhaltlichen Zustimmung zu Walthers Aussage sein (Reichert 1997, S. 287 f.). Die weiteren Signale einer ‚Fehde‘ zwischen Wolfram und Walther (besonders Schiendorfer 1983, S. 197 ff.) sind wohl Überinterpretation.

¹¹ *Memini quandam ex amicis, cum lector quaedam perperam pronuntiasset, revocasse et repeti coegisse; huic avunculum meum dixisse: „Intellexeras nempe?“ Cum ille adnuisset, „Cur ergo revocabas? Decem amplius versus hac tua interpellatione perdidimus.“* (Plin. Epist. III,5,11).

¹² *Maneger hât von minnen sanc / den nie diu minne alsô getwanc*. Bei *twanc* denken wir zuerst an Morungen, aber zwanghaft ist die Minne auch bei vielen anderen.

Walther litt unter grölenden Rittern¹³ und überheblichen alteingesessenen Atzes mehr als Wolfram, nicht nur die Figur ‚erzählendes Ich‘ macht sich über die Figur ‚Dichterkollege‘ lustig. Das Waltherbild, das Walther selbst entwirft und das Waltherbild, das Wolfram entwirft, passen gut zusammen. Daß die Nachbarn bis zur Belehnung Walther *in butzen wis* ansahen (L 28,31), ist eine Selbststilisierung; aber sie paßt zur Fremdsicht durch Wolfram. Wenn man den Ausdruck *nächgebûren* wörtlich nähme, implizierte er, daß Walther solche auch schon vor der Belehnung hatte (sonst hätten sie ihn nicht komisch ansehen können), daß er also nicht jede Nacht woanders schlief, wie er sich 28,1 und 31,23 zeichnet. Welches der widersprüchlichen poetischen Bilder mag näher an der Realität liegen?

Sicher ging es beiden um die Ehre, der Beste zu sein, sowie um Zustimmung zu ihrem ästhetischen Konzept. Aber es geht auch um Inhalte: *Ob ich rehte râten künne waz diu minne sî, sô sprechet jâ* (69,8) formuliert Inhalte (über die hier als Beispiel gewählte Definition von ‚Minne‘ unten S. 460 f.), Wolframs *diu muoz mir süezer worte jehen* ‚muß zugestehen, daß ich *süeziu wort* habe‘ (Parzival 827,30) die ästhetische Seite. Gemeint ist wohl in beiden beides, aber mit unterschiedlichem Schwerpunkt: Walther stellt Dichtung gern in den Dienst der Aussage und will daher, daß das Publikum zustimmt; Wolfram weiß nicht, ob es Wissen gibt, das auszusagen sich lohnt.

Gottfried, mit einem anderen Literaturkonzept als Wolfram, hält Reinmar für bedeutender als alle lebenden Lyriker, einschließlich Walther. Das wird als Gottfrieds Geschmack aufgefaßt, könnte aber bedeuten, daß die wichtigsten Werke Walthers in Straßburg noch nicht rezipiert waren. Hoffmann (1996, S. 97) stellt fest, Walther war „1198 außerhalb Wiens keinesfalls ein hochberühmter Minnesänger“; wir fragen weiter: war er zehn Jahre später schon in Straßburg berühmter Spruchdichter? Was kannte Gottfried von Walther, als er sein Urteil abgab? Einige Lieder der Hohen Minne? Auch ein paar ‚Mädchenlieder‘? Sprüche: welche, wie viele? Und wie steht es mit Gottfrieds Benennung der Gattungen, in denen Wettbewerbe stattfinden? Er nennt außer Epikern nur *nahtegalen*. Man schließt daraus, daß

¹³ Also wurde vor der ganzen Hofgesellschaft vorgetragen. Wenn die Lieder so bekannt waren wie Thomasin von Zerlaere und Ulrich von Liechtenstein bezeugen, war der Vortrag vor großem Publikum normal. Nur wenige konnten sich eine Handschrift leisten; die Unterhaltung für die ganze Hofgesellschaft, die wir aus skandinavischen Quellen kennen, war wohl auch in Deutschland üblich. Daß das Schwierigkeiten macht, wenn nicht alle in der Hofgesellschaft Liedvortrag schätzen, zeigte sich am *hof ze Dürngen*. Wieso Schweikle (Minnesang S. 55) Walther 49,12 *Ich sanc hie vor den frouwen umbe ir blôzen gruoze* als Zeugnis dafür nimmt, daß Gesangsvortrag „eher im kleineren Kreis (oft vor Frauen) üblich“ war, ist mir unverständlich. Das ist kein Beleg für konkrete Aufführungssituationen. Wenn man auf der Inhaltsebene diskutierte, könnte man feststellen, daß Walther nicht sagt, daß bei den Aufführungen, die er gab, um von den Damen begrüßt zu werden, keine Männer anwesend waren. Aber da 49,12 in Walthers Kontext die Situation innerhalb des Minneliedes gemeint ist, wäre auch eine solche Argumentation inadäquat. Die Öffentlichkeit des Vortrags betont Hahn (1992), setzt aber dabei die schriftliche Komponente gering an.

für mittelalterliches Gattungsbewußtsein nur zwei Gattungen existierten, die mit den Termini der allgemeinen Literaturwissenschaft ‚Epik‘ und ‚Lyrik‘ zwar nicht übereinstimmen¹⁴, aber einem mittelalterlichen Bewußtsein einer Zweiteilung entsprechen.¹⁵ Ruh (1968) und Nolte (1991, S. 17) knüpfen Walther an die Herger-Tradition an und sehen in der Spruch-Tradition eine eigene Gattung. In der Eigenständigkeit der Gattung¹⁶ stimme ich ihnen voll zu; die Neuerungen Walthers gegen Herger betone ich jedoch stärker. Vor allem wurde wohl erst Walthers Spruchdichtung als höfische Dichtung anerkannt; die Herger-Spervogel-Strophen zählen zu den anonymen Gattungen. Kannte Gottfried von Walthers Spruchdichtung schon so viel, daß sie als neue Gattung erkennbar gewesen wäre, und er gar in ihr ein Turnier hätte inszenieren können?

Das führt auf Datierungsfragen. Gottfried kannte zumindest die erste Teilveröffentlichung des Parzival, Bücher 1–6, als er Tristan v. 4619 ff. schrieb; vermutlich sogar den ganzen Parzival; jedenfalls antwortet Wolfram auf die Kritik erst im Wilhelm-Prolog. Das ‚7. Buch‘ des Parzival mit den Verwüstungen vor Bearosche (379,18) muß einige, aber wohl nicht allzu viele Jahre nach der (wahrscheinlich 1203 im Krieg Philipps gegen Otto IV. erfolgten) Verwüstung der Erfurter Weingärten entstanden sein: *Erffurter wîngarte gîht von treten noch der selben nôt* ‚Der (zertrampelte) Erfurter Weingarten bezeugt immer noch die selbe Not‘. Viele Jahre

¹⁴ Es ist unentscheidbar, ob Walther seine Spruchdichtung als etwas anderes als herkömmlichen Minnesang empfand (wie ich doch glaube; zu Walthers möglichem Selbstbild s. u.) oder ob er sie dem Begriff von *Minne* subsumierte oder gar ignorierte und nur auf seine Leistung als Dichter von Minneliedern stolz war, und ob sein Publikum, z. B. Wolfram und Gottfried, die Sachlage ebenso sahen wie er oder anders (falls Gottfried von einem schulmäßigen Gattungskonzept ausging und Walther die faktischen Unterschiede mehr im Auge gehabt hätte). Nur bei wenigen Gedichten Walthers (z. B. *Nemet, frouwe, disen kranz*, 74,20) hat man den Eindruck, daß das Übermitteln von Gefühlen Hauptzweck ist und die erzählte Handlung diesem dient; die meisten empfindet man als persuasive Texte, also Belehrung oder Aufruf zu Handlungen als eigentlichen Zweck und die Gefühle, auch wenn sie stark eingesetzt werden, als dienendes Mittel, das Publikum zu motivieren. Bei Morungen oder dem wohl nur wegen des schmalen Oevres nie an vorderster Stelle genannten Kûrenberger hat Gefühlsausdruck höheren Stellenwert. Sogar viele Stellen im Nibelungenlied sind lyrischer als vieles bei Walther. Das hängt zusammen damit, daß Walthers Werk „im Vergleich mit dem Morungens äußerst arm an Bildern“ ist (Johnson 1979, S. 187). Vor allem in den Sprüchen verwendet er mehr (prinzipiell mehr für die Epik kennzeichnende) Allegorien. Johnson will Walthers „Spruchdichtung dem Bereich der Gebrauchsliteratur etwas mehr annähern“ (Johnson 1979, S. 199). Eikelmann (1988, S. 29 f.) stellt fest, daß Walthers Minnelieder reich an antithetischen Formulierungen (*wol – wê, liep – leit* usw.) sind, und daß dieses „Schema vor allem der Einleitung von Begründungszusammenhängen, Beweisen oder Diskussionen dienen“ kann (Eikelmann 1988, S. 32).

¹⁵ Abgesehen davon, daß es kaum ein gleichmäßiges ‚mittelalterliches Bewußtsein‘ gab, wird das Auftreten einer neuen Gattung den Zeitgenossen unterschiedlich schnell bewußt und wohl keinem so deutlich wie dem aus zeitlichem Abstand analysierenden Literaturwissenschaftler; das soll uns aber nicht hindern, das Auftreten der neuen Gattung zu konstatieren.

¹⁶ Wobei mir die Wahl des Terminus so gleichgültig ist wie Ruh (1968, S. 309, Anm. 2). Es geht um die Sache.

wird man mit der Neukultivierung nicht gewartet haben, obwohl das *noch* ausdrücken könnte, daß es erstaunlich ist, nach wie langer Zeit man noch Spuren merkt.¹⁷ Formulierungen wie ‚knapp nach 1203‘ oder ‚zwischen 1203 und 1205‘ sind daher willkürlich (Reichert 2002, S. 39). Mit wie vielen Arbeitspausen Wolfram am Willehalm bis zum Tod Landgraf Hermanns (1217) arbeitete, wissen wir nicht; weniger als zwei Jahre Arbeitszeit gibt ihm aber niemand. Dann muß Wolfram spätestens 1215, wahrscheinlich früher, den Willehalm-Prolog geschrieben und dabei Tristan 4636 ff. gekannt haben. Ob Unterbrechungen der Arbeit am Parzival, die die Äußerung Trevrizents *wer schildes ambet üeben wil, der muoz durchstrichen lande vil* (Parzival 499,9f.) ahnen läßt, auch in die Zeit zwischen die Bücher 6 und 7 fallen, ist nicht nachweisbar. Für die Äußerungen Wolframs und Gottfrieds über Walther bleiben daher Spannen von jeweils einigen Jahren. Wäre ‚Tristans Schwertleite‘ vor der Kaiserkrönung Ottos anzusetzen, wäre ein guter Teil von Walthers Sprüchen noch nicht entstanden gewesen; vielleicht auch hätte man Sprüche, die Wiener und andere lokale Mißstände anprangerten, noch nicht überall rezipiert? Dann war die neue Gattung noch kein Turnier wert. Außerdem: in ihr gab es keinen Konkurrenzkampf, wie Wolframs Belächeln Hartmanns oder die Fehde Walther gegen Reinmar, in dem Gottfried hätte Schiedsrichter spielen können. Gottfrieds ‚Turnier‘ hat ja nur deshalb Witz, weil es in diesen beiden Gattungen tatsächlich einen literarischen Kampf um die Spitzenstellung gab. Walther polemisiert nirgends gegen Herger, und wir erwarten es auch nicht. Damit fällt ein Hauptargument dafür, Walthers Sprüche habe man der selben Gattung zugeordnet wie seine Lieder, aus. Gottfried geht es um eine Konkurrenz im Minnesang, während das, worauf Wolfram direkt anspielt, ist: in Lied 5,16 das ‚Gegenmatt‘; im Parzival der verlorene Spruch *quoten tac bæes unde quot*, im Willehalm der Spießbratenspruch, der Tegernseespruch und vermutlich auch die Atzesprüche. Darunter ist kein Minnelied. Aber Wolfram gibt uns leider keine Gattungslehre.

Über die Reinmar-Fehde bestehen nicht intersubjektiv vermittelbare Meinungen. Ich fasse das für meine Position Relevante zusammen:

1. Die letzte Zeile von Reinmars Lied MF 159,1 meint die Konkurrenz (Walther), nur Wolfram behauptet, Reinmar hätte alle Damen mattsetzen wollen, nicht Walther (oben S. 453).

2. Walthers Nachruf auf Reinmar zeigt die „Technik des Brutus-Lobes“ (Wapnewski 1971, S. 237). Auch Kasten (1995, S. 986) bleibt bei dieser Deutung. Die Argumente für die Ansicht, Walthers Nachruf auf Reinmar zeuge nicht von Feindschaft, sondern nur, daß er die Kunst Reinmars noch viel höher schätzt als die Person, verfehlen ihr Ziel. Ranawake meint, es handle sich um einen „offiziellen Nachruf“, der Hochachtung bezeuge (1982, S. 31). Doch geht auch sie davon aus, daß der

¹⁷ Eine andere Deutungsmöglichkeit des *noch* wählt Bertau (1983, S. 146): „noch jetzt“ in der Gegenwart, im Gegensatz zum Einst der Erzählung. Dann könnte man diese Passage des Parzival näher an 1203/1204 heranrücken.

Nachruf nicht nur Positives enthält. Die Übertretung des Gebotes ‚de mortuis nil nisi bene‘ zeigt aber, daß der Konflikt so groß gewesen war, daß Walther unglaublich erschienen wäre, wenn er auch den Menschen Reinmar gelobt hätte. Scholz (1999, S. 141) versucht ein Ergebnis aus der quantitativen Verteilung von Tadel und Lob zu gewinnen; aber daß ein Großteil über die Kunst handelt, ist in der Totenklage nicht anders zu erwarten. Da kann man nicht sagen, für extreme Deutungen bleibe kein Raum, weil Walther mehr Raum dem Lob als der Kritik widmet. Daß Walther sogar in der Totenklage zur Kritik griff, zeigt, daß die Fehde scharf gewesen war, und dann kann man die von Scholz (1999, S. 142) als „kryptisch“ bezeichneten Worte nur als *zwîvellop* verstehen. Für verfehlt halte ich den Versuch von Bauschke (1999), Reinmar als jüngeren Kollegen Walthers anzusehen.

Auch zur Fehde Walther-Neidhart liefert Wolfram Material: die früheste Bezeugung Neidharts, im ‚Willehalm‘, vor 1217, nimmt auf Winterlieder Bezug. Das breite Schwert (Willehalm 295,16), kommt schon in Winterlied 4 vor, die Klage vor den Freunden und das Flachsbrechen (Willehalm 312,11 ff.) in Winterlied 8. Keiner der Dichter hat Kriege gegen Unbedeutende ausgetragen. Wenn es um das Schlechtmachen des Gegners geht, nennt man dessen Namen nicht (auch in der Politik; vgl. Innozenz über Philipp, unten S. 461). Daher ist der Schluß falsch, wenn kein Name genannt sei, sei kein konkreter Gegner gemeint. Der Gegner ist erratbar. Neidhart kennzeichnet im Willehalm das Beklagen bei den Freunden. Wolfram schätzt Neidharts Dichtung, daher nennt er zu unserem Glück den Namen. Da kommt als Ziel des Spottes von Walther 32,7, daß die Gegner sich bei Stolle beklagen, nur Neidhart in Frage.¹⁸

WALTHER ÜBER WALTHER

„Was war Walther?“ ist für die Werkinterpretation weniger wichtig als „Als was fühlte sich Walther?“ Darauf sind Antworten auf drei Ebenen wichtig: 1. ökonomisch und sozial, 2. als Persönlichkeit und Charakter, 3. als Dichter. Es gibt ökonomische Selbstbewertungen wie *nôtic man* (nicht *†nôtéc armman*; diese Konjekture gehört zu denen, die die ‚Elegie‘ verweinerlichen), was wie *pauper cum Lazaro* klingt,¹⁹ oder soziale: *swie nider ich sî, der werden ein, genuoc in mîner mâze hōch* (66,33). Was heißt bei Walther *arm*? Anlässlich eines Nürnberger Hoftages stilisiert er sich als nicht mehr von Geschenken abhängig (84,14), aber dem Kaiser läßt er,

¹⁸ Die Bezüge zwischen Walther und Neidhart wurden von mehreren Forschern schon so deutlich aufgezeigt (z. B. Kokott 1989), daß abweichende Meinungen wie die von Eva Willms nicht haltbar sind: „vor allem was die Begegnung mit H. v. Morungen und die Fehde mit Neidhart angeht, dessen Bezugnahme auf W. reine Spekulation ist. Die unguete Mode, Themengleichheit schon als Bezug zu deuten, macht auch Reichert mit“ (Willms, Rez. von Reichert 1998).

¹⁹ Zu den drei Formen der Armut *pauper cum Lazaro* (notleidender Armer), *pauper cum Christo* (freiwillig Armer in Christus), *pauper cum Petro* (persönliche Eigentumslosigkeit in einem reichen Kloster) Bosl 1978, S. 19.

offensichtlich nach der Belehnung, *sînes armen mannes rât* (10,14) ausrichten. Die von Bumke (1979, S. 249) angedeutete Möglichkeit, daß Walther den Wert des Lehens „schnell aufgezehrt“ hätte, scheint mir nicht in Frage zu kommen; dazu liegen die Texte zeitlich zu nahe beisammen. Die Stilisierung einerseits als *armer man* dem Kaiser gegenüber, andererseits als Besitzer eines drei Mark wertigen Pferdes („BMW-Fahrer“) bedeuten keinen Widerspruch. *Arm* ist man außerdem auch, wenn man Atze gegenüber sein Recht nicht durchsetzen kann, selbst wenn das spätere Lob der *stæte* Hermanns (35,7) vermuten läßt, daß Walther dann doch irgendwie entschädigt wurde. Auch die Kärntner *hovebellen*, die statt Bernhard getadelt werden (32,17 und 32,27), nennt Walther wohl nicht nur weil es sich nicht ziemt, einen Fürsten zu tadeln, sondern es war wohl so, daß ein von einem Fürsten wegen seiner Fähigkeiten als Dichter Geehrter, der aus niedrigen Verhältnissen stammte, deshalb noch lange nicht von dessen Familia akzeptiert wurde. Die *getragen wât* von 62,36 ist von Zeitgenossen parodistisch rezipiert worden (Ulrich von Singenberg, Geltar; dazu Schiendorfer 1983, S. 71 ff.). Daß Walther von ihnen nicht eigentlich bemitleidet wurde, zeigt, daß seine materielle Armut nicht so schlimm war. Die didaktischen Strophen Walthers werden oft so gedeutet, als habe er Aufgaben der Prinzenenerziehung (an Heinrich [VII.]?) wahrgenommen. Das ist zwar ungesicherte Hypothese, aber auch falls es wahr wäre, hieße es nicht, daß er von vornehmer Abstammung gewesen sein müsse oder, nach erhaltenem Lehen, de facto in den Kreis der Lehensträger aufgenommen worden sei. Bumke (1979, S. 210) meint, „die poetische Figur des Spielmanns Tantris im Tristanroman, der am irischen Hof für die literarische und künstlerische Erziehung der Prinzessin Isolde verantwortlich war, dürfte nicht als vollkommen unrealistisch empfunden worden sein.“ Eine sehr hohe Stellung ist für Walther auch nach der Belehnung nicht anzunehmen, weil er auf keiner erhaltenen Urkunde als Zeuge oder dergleichen genannt wird.

Die deutlichste Selbstaussage über seine Persönlichkeit findet sich dort, wo Walther den Klausner aus dem 3. Reichsspruch (9,16) als Chiffre für seine persönliche Meinung einsetzt. Der zeitliche Abstand wird 10,33 verdeutlicht, indem auf den ‚früheren Papst‘ hingewiesen wird; eine Reminiszenz, die die langanhaltende Beliebtheit der Reichssprüche über den Primäranlaß hinaus zeigt. Auch 62,6 wird der Klausner wie eine altbekannte Figur behandelt, was in uns den Eindruck erweckt, als liege die Zeit der Reichssprüche schon etliche Jahre zurück: *Ein klôsenære, ob erz vertrüge? Ich wæne, er nein. / Hat er die stat als ich si hân, / bestüende in danne ein zörnelîn, / ez wurde unsanfte widertân, / swie sanfte ichz alsô lâze sîn.* Wir wissen, daß Walther, wenn er ‚ich‘ sagt, auch in den Sprüchen, wo auf reale Personen verwiesen wird und nicht der ‚Sänger‘ von der ‚Dame‘ spricht, sich in einer bestimmten Weise stilisiert bzw. Ausdrücke wie ‚Kleidung‘ als Chiffren für andere Dinge stehen können. 62,6 hat Walther aber nicht sich stilisiert, sondern die Verhältnisse umgekehrt: er schildert den Klausner als jähzornig, sich als sanft. Welche der beiden Figuren dem historischen Walther wohl näher kommt? Das Publikum bildet sich seine Meinung und lächelt. Es lächelt, und nicht nur wo Walther persön-

lich auftrat und nicht nur zu seinen Lebzeiten. Komik und Parodie in der Selbstdarstellung fehlen bei Walther, meint Wolf (1976, S. 74 f.). Ich meine: hier ist sie.

Dazu kommt die Selbstbewertung auf literarischer Ebene. Das Selbstbewußtsein, das Ehnert (1976, bes. S. 364 ff.) hervorhebt, ist verbunden mit dem Hinweis, daß er genau wisse, was bei Hofe gesprochen werde; er stilisiert sich als ‚Insider‘, der immer bestens über die Ereignisse bei Hof und was im Rat des Königs gesprochen wird informiert ist. Walther als Bote von Gott (12,6) trägt noch dicker auf als der Weise und Seher der Reichssprüche. Wenn als Beruf dieses literarischen Walther nicht ‚Vertrauter von Herrschern‘ durchscheint, sondern ‚Dichter‘: in welcher Gattung? Die von Hahn (1979) gestellte und von Nellman (1989) und Scholz (1999, S. 38 ff.) aufgegriffene Frage, ob Walther Spruchdichter oder Minnesänger war, formuliere ich um zu: „Fühlte sich Walther als Spruchdichter oder Minnesänger?“ Da ist entscheidend für die Antwort die syntaktische Funktion, die wir dem *und* in *von Minnen und als iemen sol* (66,28) verleihen (Nellmann 1989, S. 55 Anm. 90), die wohl beordnend sein muß.²⁰ Auch die Beobachtungen von Brunner (1996, S. 57), daß Walther dem Sangspruch größere formale Experimente zuteil werden ließ als dem Minnelied, spricht dafür, daß er nicht alles dem Minnesang zuzählte. Wenn er keine Trennung in zwei Gattungen hätte wollen, hätte er außerdem eindeutig formulieren können *Wol vierzec jâr hab ich gesungen oder mē / daz ez die liute dûhte wol* (um im Reimschema zu bleiben) oder Ähnliches.

Nicht in den Zusammenhang der ‚Bescheidenheits-Diskussion‘ gehören die ersten beiden Zeilen von 69,1; der Stolz Walthers zeigt sich auch in diesem Lied, aber erst einige Zeilen später: *Saget mir ieman, waz ist Minne? / Weiz ich des ein teil, sô wist ich es gerne mē* ist kein als Zeichen von Unbescheidenheit eingesetzter Bescheidenheitstos, sondern der wichtigste Teil der Definition: niemand kann ihr Wesen ganz ergründen, sie ist nur **teilweise** rational erklärbar (Reichert 1998, S. 103). Alle stellen diese Frage, niemand bekommt eine volle Antwort. Die Teilantworten,

²⁰ Nellmann erörtert nur den fehlenden Infinitiv; der macht aber keine Schwierigkeiten, es geht um die Funktion des *und*. Die mittelhd. Syntax von Schröbler – Grosse in Pauls Grammatik verzeichnet §§ 445 Anm. 1; 451; 459,13; 465,3 verschiedene von ‚und‘ abweichende Funktionen von *und*; wahrscheinlich könnte man noch weitere hinzufügen. Aber sie sind alle sehr selten. Ich habe die 624 von Hall – Coleman 1995 verzeichneten Belege von *und*, *unde* bei Walther überprüft: man kann sie alle mit ‚und‘ übersetzen, ausgenommen ‚selbst wenn‘ in 82,19 (*und æze ez hōi*), 32,35 (*und wær ez danne dâ*); ‚und zwar‘ 85,2 (*ir hânt wol gedienet, und alsô*); ‚und wenn‘ 41,10 (*und engêt si uns*); gleichgültig ist die Übersetzung an mehreren Stellen: z. B. 28,12 (*wol und alsô schône*) entweder einfach ‚und‘ oder hier ‚und zwar‘ (davon führe ich nur ein Beispiel an, weil hier nur Fälle interessieren, in denen die bloß beordnende Funktion einen falschen Sinn ergäbe). In diesen Fällen, in denen man üblicherweise *und* nicht mit einfachem ‚und‘ übersetzt, macht es der Kontext dem Publikum eindeutig. Kein Wunder: *und* heißt eben ‚und‘; wenn ein Autor es anders verwendet, muß er es dem Publikum signalisieren. Was 66,28 betrifft, sehe ich kein Kontextsignal – außer man will postulieren, daß der Sachverhalt so klar war, daß niemand auf den Gedanken hätte kommen können, hier *und* als ‚und‘ zu verstehen. Diese Beweislast kann aber keines der Argumente tragen.

die Walther dann gibt, sprechen alle wichtigen der Ratio zugänglichen Aspekte an. Ein „Sammelbegriff einer Vielfalt menschlicher Gefühlsbindungen, denen die rational nur unvollständig begründbare Wertbejahung eines Objektes zugrunde liegt“ definiert die Brockhaus-Enzyklopädie ‚Liebe‘. Das *rational nur unvollständig begründbar* hat niemand schöner formuliert als Walther. Den Gedankengang einer Definition hat am genauesten die Strophenfolge in EF. Die dortige Strophe IV ist inhaltlich überflüssig, weil sie nur die letzten Zeilen von Strophe III näher erklärt. Ob Walther das selbst bemerkt und sie später weggelassen hat oder jemand anders sie dazugedichtet hat, weil ihm für sein Publikum Strophe III zu wenig deutlich schien, wissen wir nicht; mir scheint das zweite etwas näher liegend. Ursache für das Zustandekommen einer Definition ist, daß zuvor eine Fragestellung erfolgte. Daß wir uns fragen, was Minne sei, rührt daher, daß von den zu ihrer Beschreibung notwendigen Teilen der am wenigsten verständliche die pragmatische Seite ist, was die Minne tut: nämlich die Menschen verrückt machen. Wenn man das berücksichtigt, könnte man auch die Strophenfolge von C verteidigen (V I II III). Am klarsten gegliedert hat aber Lachmann.

WALTHER ÜBER LEOPOLD VI.

Am 16. April 1198 starb Friedrich I. im heiligen Land; Bischof Wolfger brachte den Leichnam nach Heiligenkreuz und urkundete am 30. Juni wieder in Passau. Walther hatte ab Juni 1198 Gelegenheit, Friedrichs Tod zu betrauern und sich die Frage zu stellen, ob auch Leopold VI. ihn engagieren würde. Hoffmann (1996, S. 96 f.) meint, Leopold habe in diesen Tagen Wichtigeres zu tun gehabt als Walther den Laufpaß zu geben. Wäre aber eine Kündigung nötig gewesen? Walther war ‚Hofdichter‘ wohl auf Grund einer persönlichen Bindung; Leopold brauchte nur Wichtigeres zu tun haben als Walthers Engagement zu erneuern. Falls Walther auf ein ‚Heimatrecht‘ in Österreich pochte, konnte er ihm auch Aufgaben anbieten, die Walther als unzumutbar empfand.²¹ Am 8. Juni 1198 wurde Otto gewählt; Philipp war im März gewählt worden. Wolfger trat von Anfang an für Philipp ein und traf auf dem Hoftag in Nürnberg März 1200 mit ihm zusammen. *Circa principem illum, quem nosti* schreibt Innozenz an Wolfger, die Namensnennung vermeidend, wo er Philipp meint.²² Dagegen ist nicht sicher, daß Wolfger zu Pfingsten 1200 an der Wehrhaftmachung Leopolds teilgenommen habe; anwesend genannt werden in den Chroniken nur der Erzbischof von Salzburg und der Erzbischof von Mainz. Diesen wird eine offizielle Funktion zugekommen sein. Daß auch Wolfger bei diesem Anlaß in Wien gewesen sein könnte, halten Historiker für möglich, weil er im selben

²¹ 35,17, ‚Verwünschung in den Wald‘, denke ich mir allerdings erst anlässlich eines Zerwürfnisses mit Leopold anlässlich einer Rückkehr entstanden und vermutlich nicht auf tatsächliche Roudungsarbeit bezogen.

²² Friedrich Kempf, Reg. sup. neg. Rom. imp. Nr. 137, S. 324 (in: *Miscellanea Historiae Pontificae* 12).

Jahr (ohne Tagangabe in den Chroniken) in Wien das Schottenkloster einweihte, und man meint, falls er das Ende Mai getan hätte, hätte er die Schwertleite miterleben können – ein schwaches Argument. Allerdings zeigt 25,26 Walther anlässlich von Leopolds Schwertleite in Wien. Damals gab es, sagt Walther, ein Schuldenentgelten: das hieß nicht, daß Walther Schulden hatte, sondern ein allgemeiner Schuldennachlaß war mit dem Fest verbunden.²³ Ob wir das Lobgedicht als vorbereitete Begrüßung werten dürfen und das enttäuschte 20,31 *ez regnet beidenthalben mîn* als Enttäuschung, daß die zunächst proklamierte Großzügigkeit Leopolds Walther nicht im selben Ausmaß wie andere bedachte? Ein anderes Fest ist uns chronikalisch nicht belegt (erst wieder 1222). 20,31 ist aber nicht notwendig an ein Fest gebunden. Vielleicht erhoffte sich Walther nach einer großzügigen Gratifikation anlässlich der Schwertleite ein lukratives Engagement und wurde Opfer des Sparprogramms, das Leopold durchzog, um die (freilich nur teilweise) Rückzahlung des Lösegeldes für Richard Löwenherz zu finanzieren. Da ich nicht mit pragmatisierten Hofdichtern rechne, sondern nur mit per Handschlag (oder unter Überreichung einer Kerze oder wie auch immer) abgeschlossenen persönlichen Dienstverhältnissen, hatte es Leopold nicht schwer, bei Hof eine Dienstpostenreduktion zu erreichen, oder wenigstens eine Umschulung wenig produktiver Mitarbeiter auf produktive Tätigkeiten.²⁴ 84,1 beklagt Walther, daß sich der Wiener Hof *mîn erwert unrehte manigen tac* habe. Das kann noch nicht um 1200 gedichtet sein, und es klingt nicht danach, als seien die Anlässe, zu denen Walther ihn aufsuchte, stets Feste gewesen. Großzügigkeit oder Knausrigkeit Leopolds erscheinen a) als Großzügigkeit allen gegenüber, anscheinend auch Walther, 25,26, offensichtlich anlässlich der Schwertleite; b) allen gegenüber, außer Walther 20,31; c) nicht sicher ob Sparmaßnahme oder Maßregelung Walthers 35,17; d) Knausrigkeit allen gegenüber 24,33 und 36,1 (dort begründet mit dem Sparen für *gotes vart*); e) nicht mehr knausrig nach der Rückkehr vom Kreuzzug 36,1; f) Großzügigkeit gegenüber Fahrenden zu einem Zeitpunkt, als Walther dessen nicht mehr bedarf 84,14. Wie nahe b), c) und der Beginn von d) an a) liegen, weiß man nicht.

WALTHER ÜBER PHILIPP UND DIE KRONE

In der Diskussion um das Aufsetzen der Krone (9,15) hilft die Grammatikfrage, ob die Deutung von *Philipppe* als Dativ oder Vokativ näher liegt, nicht. Wichtig dafür, wie Publikum um 1200 es verstehen konnte, sind für mich drei Fragen: 1. wer kann

²³ Von manchen als eine persönliche Entschuldung Walthers interpretiert (z. B. Schröder 1974, S. 95), was aber der Text nicht hergibt.

²⁴ Wenn man die Tatsachen, daß Reinmar die ‚Witwenklage‘ schuf, in der der Tod Leopolds V. beklagt wird, und daß Walther angibt, *ze Österriche* seine künstlerische Ausbildung erhalten zu haben, und daß die Jugendlidung Walthers doch von Reinmar beeinflusst ist, zusammensieht, ergibt sich ein Indiz dafür, daß Reinmar in Wien mehr als nur ein Gastspiel absolvierte und die Bezeichnung ‚Hofdichter‘, wenn man unter ihr nicht einen ‚Beamten‘ versteht, nicht so falsch ist.

den *armen künegen* das Zurücktreten befehlen: die Imperative *setze* und *heiz* sind durch *und* verbunden, haben also das selbe Subjekt. 2. wer setzte in literarischer Fiktion Königen die Krone auf und 3. wer setzte wirklich Königen die Krone auf.

Frage eins ist, wenn man Walthers Forderungen nach einem starken König berücksichtigt (die außer dem *starc gerihete* des selben Spruches auch im 1. Reichspruch und andernorts deutlich ist), so zu beantworten, daß mehr dafür spricht, Philipp als Subjekt zu nehmen als die grammatikalisch ebenfalls mögliche *tiusche zunge*, die nicht den Königen befehlen kann²⁵.

Zu Frage zwei: In der deutschen erzählenden Literatur des Mittelalters ergibt sich, was Krönungen betrifft, ein interessantes Bild: in den wenigsten Belegen wird genannt, wer dem Herrscher die Krone aufsetzt; wenn eine kirchliche Zeremonie genannt wird, wird auch kaum je gesagt, ob der Herrscher schon gekrönt einzieht oder erst in der Kirche gekrönt wird. Wenn es aber erwähnt wird, wird öfter gesagt, daß der Herrscher gekrönt einzieht, als daß dies erst im Münster geschieht. Im Gegensatz zu zahllosen Belegen, in denen nur gesagt wird, daß ein Herrscher die Krone trug oder erhielt, enthalten nur sehr wenige Nennungen von Krönungen Details – wohl nicht weil die Autoren es nicht wußten, sondern weil sich das Publikum die Herrscher von Gott gekrönt vorstellen sollte. Aufschlußreich für die Phantasiewelt sind auch Krönungen, die außerhalb des christlichen Kulturkreises spielen (z. B. in den Alexanderromanen): diese werden meist von Herrschern vollzogen, manchmal auch von den Damen persönlich, falls ein Herrscher sein Reich durch Heirat erwirbt.

Im Nibelungenlied ist die Situation eindeutig in B 809 (Bartsch 812): *si giengen under krône in daz münster wît*, und zwar alle vier: Gunther und Siegfried, Brünhild und Kriemhild, also schon vor dem Eintritt in die Öffentlichkeit gekrönt. Früher, bei der Doppelhochzeit, wird B 601 (Bartsch 604) erwähnt, daß Brünhild schon beim weltlichen Hochzeitsfest, bei dem der Klerus keine Rolle hat, die Krone trägt. Am nächsten Morgen, anläßlich der Segnung der Eheleute nach der Hochzeitsnacht, werden ihnen aber die Insignien anscheinend erst in der Kirche angelegt (B 641 f. = Bartsch 644 f.):

*Nâch siten der si pflâgen und man durch reht begie,
 Gunthêr und Prünhilt niht langer daz enlie,
 si giengen zuo dem münster, dâ man die messe sanc.
 dar kom ouch hêr Sîvrit. sich huop dâ grôzlichen gedranc.
 Nâch kûneclîchen êren was in dar bereit
 swaz si dâ haben solden, ir krône und ouch ir kleit.
 dô wurden si gewîhet. dô daz was getân,
 dô sach man si alle viere under krône vrælichen stân.*

²⁵ Zur Terminologie Nellmann (1978), S. 97 f. Es sind doch wohl die *reguli provinciarum* gemeint, obwohl der offizielle Kanzleigebrauch diesen Terminus um 1198 nicht benutzte: die Könige der Länder, die einst Provinzen des römischen Reiches gewesen waren, also England (Britannien) und Frankreich (Gallien); weniger denkt man an Dänemark, obwohl Barbarossa die dänische Thronfolge regelte und es damit als Provinz des Reiches betrachtete.

Die heiklen Tätigkeiten werden unpersönlich berichtet. Es muß nicht sein, daß in chronologischer Ordnung erzählt wird und die Kronen und die Ornate (*kleit*) erst im Münster angelegt wurden; ein Vergleich mit 809 könnte annehmen lassen, daß die Krönungen schon erfolgt waren, bevor sie in der Öffentlichkeit erschienen (Spekulationen, ob vielleicht in der Sakristei, damit die Öffentlichkeit nicht sah von wem, wären nicht werkadäquat; das Publikum soll gerade darüber nicht nachdenken). *Man sach* sie jedenfalls *under krône stân*, nicht ‚gekrönt werden‘. Das Publikum des Nibelungenlieds konnte meinen, eigenhändig bzw. ‚*a deo coronati*‘, weil es gewohnt war, das Präteritum in der Funktion der Vorzeitigkeit vorzufinden (*was bereit* = ‚war bereit worden‘?). Walther oder der Autor des Nibelungenlieds waren nicht zu wenig gebildet um zu wissen, daß das Aufsetzen der Krone ein Politikum war; der Blickwinkel, aus dem sie schreiben, ist der der Laien, nach dem die Krone nicht Sache des Bischofs ist.

Zu Frage drei: Mit der Kaiserkrönung hatte wahrscheinlich Papst Leo II. begonnen, der anscheinend Karl den Großen krönte. Einhard berichtet, daß Karl *imperatoris et augusti nomen accepit*. Dies sei ungern geschehen: (Vita Karoli Magni 28): *ecclesiam non intraturum, si pontificis consilium praescire potuisset*, Karl hätte die Kirche nicht betreten, wenn er den Plan des Papstes hätte vorhersehen können. Das wird von manchen als Bescheidenheitsfloskel gedeutet, weil er die Eifersucht des oströmischen Kaisers vorhersah. Die Entscheidung, den Kaisertitel anzunehmen, lag aber nach Einhard bei Karl allein: *susceptum a se imperatoris nomen* (Einhard, Vita Karoli Magni 16). Von anderen wird der Unwille Karls als Streit gedeutet, ob der Papst ihn krönen dürfe; in den Urkunden der karolingischen Kanzlei heißt es nämlich in der *intitulatio* der Urkunden Karls immer *a Deo coronatus*. Schramm (1951, S. 484f.) meint, es sei „eine und dieselbe Szene zweifellos schon von den Zuschauern verschieden aufgenommen ... Es kann kein Zweifel sein, daß Karl – dem Brauche seiner Zeit folgend – im Schmucke seiner Krone und seines Stabes die Peterskirche betrat ... daß der zum Gebet sich flach hinlegende und die Hände zusammenschließende König auch aus äußeren Gründen seine Insignien während der Messe abzulegen gezwungen war ... Nach dem Abschluß der Oration wurde Karl wieder mit seinen Insignien bekleidet, und daß es Leo selbst war, der dies tat, hat nichts Unwahrscheinliches an sich.“ Da Karl bei einem anderen überlieferten Anlaß sich selbst die Krone aufsetzte (anläßlich der Krönung Ludwigs des Frommen, 813, schreibt Thegan über Karl: *ornavit se cultu regio et coronam capiti suo imposuit*, MGH SS II, S. 591). Nachdem uns ein Streit, ob der König von eigener Hand gekrönt in der Kirche erscheinen dürfe oder nur der Bischof das Recht zur Krönung besitze, noch aus dem 12. Jahrhundert zwischen dem englischen König Heinrich I. und dem Erzbischof von Canterbury belegt ist,²⁶ könnte die Ansicht, Karl wollte nicht vom Papst gekrönt werden und sei deshalb unwillig gewesen, richtig sein. Die Diskussion der Historiker, wie die Quellen für das Jahr 800 zu interpre-

²⁶ Reichert 1998, S. 121.

tieren seien, verfolge ich nicht weiter, da sie für die Vorstellungen von Walthers Publikum bedeutungslos ist. Für uns ist das englische Zeugnis des 12. Jahrhunderts zeitnäher und daher genauer zu erörtern: Heinrich I. war zu seiner Hochzeit (1121) schon gekrönt in der Kirche erschienen; da fragte ihn der Erzbischof, wer ihm die Krone aufgesetzt habe: *Ad quod ille, demisso vultu, se non magnam curam inde accepisse, et iccirco memoriae id elapsum modesta voce respondit. „Quicumque“, ait, „illam posuit non id utique iure fecit, nec quamdiu capiti tuo hoc modo insederit proposito negotii exsecutor existam.“ Cui rex, „Si non iure, ut asseris, imposita est, fac quod juste faciendum fore cognoscis; me contradictorem in nullo habebis.“*²⁷ Heinrich mußte ja sagen, sonst wäre die Hochzeit geplatzt. In England gab es eben einen für den Königshof zuständigen Erzbischof und daher protokollarische Schwierigkeiten und Erpressungen. Geoffrey of Monmouth schildert, was die Stellung des Königs betrifft, Artus' Pfingst-Festkrönung von Caerleon wie einen Kompromiß zwischen König und Kirche, wie ihn sich ein Parteigänger des Königs und gleichzeitig Anhänger Yorks zu Ende der Regierungszeit Heinrichs I. wünschen konnte, aber nicht ganz der Realität entsprechend: die Krönung²⁸ erfolgt durch die beiden Erzbischöfe, aber schon vorher im Palast; der König kann also vor der Öffentlichkeit schon gekrönt erscheinen, und daß sie ihn stützen, erweckt in den Zusehern den Eindruck, daß sie eine dienende Funktion haben:²⁹ *Omnibus denique in urbe congregatis, sollempnitate instante archipraesules ad palatium ducuntur ut regem diademate regali coronent. Dubricius ergo quoniam in sua diocesi curia tenebatur, paratus ad celebrandum obsequium huius rei curam suscepit. Rege tandem insignito, ad templum metropolitane sedis ordinate conducitur. A dextro enim et a levo latere duo archipontifices ipsum tenebant.*³⁰

Der Lantzelet behandelt die Krönung in einer Form, die ich mir aus vorhöfischen französischen Quellen herrührend vorstelle. Er läßt Lantzelet nicht sich selbst krö-

²⁷ Eadmeri Historia Novorum in Anglia, hg. Martin Rule, RBS 81, London 1884, S. 292. „Als jener gesenkten Blickes leise antwortete, er habe nicht darauf geachtet, und es sei daher seinem Gedächtnis entfallen, sprach er (der Erzbischof): ‚Wer immer sie dir auch aufsetzte, er tat es nicht zu Recht, und so lange sie derart auf deinem Haupte sitzt, kann ich die geplante Zeremonie (die Eheschließung) nicht durchführen.‘ Darauf der König: ‚Wenn sie, wie du sagst, nicht zu Recht aufgesetzt wurde, tu, was du glaubst, daß zu Recht geschehen sollte. Ich werde dir nicht widersprechen.‘“ Daraufhin löste der Erzbischof die Krone vom Haupte des Königs und setzte sie ihm von neuem auf.

²⁸ Es handelt sich um eine Festkrönung, keine Erstkrönung, wie auch bei der Krönung anlässlich der Hochzeit Heinrichs I. Der Erzbischof ist also nicht nur für die Erstkrönung zuständig.

²⁹ Zwei, um an die Rechte dessen von York zu erinnern; der Vorrang dessen von Canterbury war dem König nicht gelegen, denn zwei Erzbischöfe konnte er gegeneinander ausspielen.

³⁰ Als schließlich alle in der Stadt versammelt waren und der Festtag herangekommen war, wurden die Erzbischöfe zum Palast geführt, den König zu krönen. (Bischof) Dubricius hingegen, in dessen Diözese der Hoftag abgehalten wurde, war bereit, die Meßfeier zu zelebrieren, und übernahm dieses Amt. Nach der Krönung geleitete man den König zur Metropolitankirche, und rechts und links stützte ihn je ein Erzbischof.



Abb. 1

nen, sondern gekrönt werden – aber durch die Fürsten seines Landes: Wiener Hs. hg. Deutscher 7676 ff. (= Hahn 8370 ff.): *di forsten fvomden sich niet / vnd auch di guoten chnechte / di es solten tvon rehte / si satzten vfvil schone / Lantzeleten di chrone*. Das Aufsetzen ist hier ein Dienst von *knechten*; und wenn man es als Hilfeleistung eines Untergebenen versteht, nicht als Rechtsakt eines Übergeordneten, darf vielleicht auch nach Laienverständnis ein Bischof einem König assistieren. – Die Fürsten des Lantzelet möchte ich allerdings nicht mit der *tiuschen zunge* Walthers parallelisieren.

Fazit: Der Dativ ‚dem Philipp‘ wäre eine Aufforderung an Gott (*got gît ze künege swen er wil* 12,30) bzw. an *der fürsten wal* (die von Gottes Weisheit gelenkt ist), aber situationsadäquater ist der Vokativ, weil nach dem Laienverständnis der König ‚sich die Krone aufsetzt‘ – hier als Zeichen für die Provinzialkönige, ihm zu gehorchen. Daß Friedrich II. sich 1229 selbst zum König von Jerusalem krönte, zeigt zwar nicht, daß dies selbstverständlich war, denn er tat es gezwungen, weil unter päpstlichem Bann; aber daß er es tat, zeigt, daß er annahm, die Ritter würden es gutheißen. Solche Selbstverständnisse ändern sich nicht binnen 30 Jahren; für die Ritterschaft war die Aufforderung an Philipp wesentlich, sich die Krone aufzusetzen, auch wenn ihm ein Bischof assistieren würde. Kern (1992, S. 354) meint mit Recht: „Die Krönung vollzog doch nicht das Volk“. Auch eine Fürstenversammlung tat es nicht; der entscheidende Akt kam dem Herrscher (mit Gottes Hilfe^{30a}) zu. Gemeint sein muß die Erstkrönung, nicht eine Festkrönung. Eine Festkrönung demonstriert Macht, stellt sie nicht erst her; als Aufforderung zum Herstellen der Ordnung im Reich gibt die Aufforderung, den *weisen* aufzusetzen, nur für die Erstkrönung Sinn; ich bleibe daher bei der Datierung von 8,28 auf ‚vor September 1198‘.

WALTHER ÜBER HERMANN VON THÜRINGEN

Die Stellung Walthers zu Hermann von Thüringen ist verschieden interpretierbar, weder das Fragment im Leopoldston (Nix 1993, S. 84) noch der Spießbratenspruch zeigen, auf wessen Seite Walther steht; abgesehen davon, daß vielleicht auch Zeitgenossen nicht klar war, wann Hermann auf der staufischen und wann auf der welfischen Seite stand. Hermann war mit den Staufern verwandt, betonte das aber anscheinend nicht (Bumke 1979, S. 162). 1198 stand er auf der Seite Ottos gegen Philipp, gegen den er 1203 kämpfte. Die Aussage Walthers in 105,13, daß Hermann *offenbâre* Ottos Feind gewesen sein soll, erstaunt uns deshalb; was sich die Zeitgenossen dabei denken sollten, wissen wir nicht.³¹ Hängt der schwache Stand, den Wal-

^{30a} Auch das Krönungsbild aus dem Evangeliar Herzog Heinrichs des Löwen von Mönch Herimann, Kloster Helmarshausen um 1170 (Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel), auf dem Heinrich und Mathilde jedes von einer Hand von oben gekrönt werden, ist als Krönung durch Gott zu verstehen.

³¹ Daß ein offener Feind besser ist als ein heimlicher Verräter, hat Walther auch 10,9 ausgedrückt: Gott hat an Christen, die so tun als ob sie für ihn kämpften, aber nur an ihren Nutzen denken, mindestens so viel zu rächen wie an den Heiden, die sich öffentlich als seine Feinde bekennen.

ther anscheinend in Thüringen hatte, nur damit zusammen, daß seine Lieder von dem rohen Publikum dort nicht entsprechend geschätzt wurden und mit seiner Unfähigkeit sich mit Mitgliedern des Eisenacher Establishments zu vertragen, oder wußte Walther als Parteigänger Philipps nicht, ob er den Landgrafen loben oder tadeln solle, oder wußte er als *ingesinde* Hermanns nicht, wie er sich Philipp gegenüber verhalten solle? Das verändert auch die Art, wie ich die betreffenden Sprüche genieße. Ich weiß nicht, ob ich (wie Hahn 1989, S. 119 f. und andere) beim Spießbratenspruch nur die Respektlosigkeit dem gegenüber fühlen soll, der ein Szepter zu verlieren in Gefahr ist, oder auch über die Anmaßung der Fürsten, dickere Bratenstücke zu wollen, verärgert sein soll. Das Bild der mehr als daumendick und vor allem größer als früher die Bratenstücke fordernden Fürsten erweckt in mir den Eindruck der Unbescheidenheit und Ungehörigkeit und Unzufriedenheit mit dem Althergebrachten (wofür mittelalterliche Ohren vermutlich empfindlicher waren als heutige); die Köche im Plural (und nicht ein Koch im Singular, der den Herrscher selbst bezeichnete) könnten, wie in der Interpretation von Nix (Nix 1993, S. 84 ff.) der **Sibeche*-Spruch, die seit der Antike gängige Taktik zeigen, wenn man einen Herrscher kritisieren will, dessen Huld man weiterhin behalten möchte, seine schlechten Ratgeber zu kritisieren.

Ob *ich bin des milten lantgrāven ingesinde* (35,7) „auf ein bestimmtes Rechtsverhältnis zielt, wird man besser offenlassen“ (Bumke 1979, S. 163). Daß der Hinweis auf die jahrelange *stæte* Hermanns auf ein langdauerndes Verhältnis deutet (Bumke a. a. O.), ist unbestreitbar; also wird man den Spruch 35,7 erst nach der Zeit Philipps ansetzen und nach den ironischen Versen Wolframs im Parzival. Von Walther wie von Wolfram erfahren wir nur von Schwierigkeiten Walthers in Thüringen. Wie kann Hermann Walther gegenüber mehr *stæte* gezeigt haben als gegenüber Philipp? Die Quellen stellen mehr Fragen als sie beantworten. Harmonisieren ließen sie sich, wenn man annähme, der zweite Atze-Spruch mit seinem Angriff auf den Landgrafen als zuständigem Gerichtsherrn, der die Verantwortung für die Entschädigung Walthers letztlich trägt (Birkhan 1976, S. 46 ff.: die *guldin katze* ist der thüringische Löwe, das Wappentier Hermanns, das zur Entschädigung als Reittier erhalten müßte) hätte nicht das Ende der Geschichte bedeutet, sondern der Landgraf hätte durch ein Geschenk von drei Mark an Walther die Sache nachträglich aus der Welt geschafft. Aber eine solche Hypothese ist wohl zu einfach.³² Sie ist allerdings besser als die, Walther habe diesen Spruch in Wien gesungen, denn schließlich kam er doch wieder nach Thüringen. Ich stelle mir überhaupt mehrere der aggressiven Strophen Walthers auch vor den Adressaten gesungen vor – außer

³² Wolfram, Willehalm 417,22 ff., stellt fest, daß Hermann jedem ein Roß gegeben hätte, *swâ der gernde kom bezîte*. Ist Walther doch noch rechtzeitig bitten gekommen, trug den 2. Atze-Spruch also in Eisenach vor, nicht in Wien, oder im Gegenteil? Wir müssen hier wie immer einfache Lösungsmöglichkeiten anbieten, sonst sind unsere Hypothesen zu kompliziert um Wahrscheinlichkeit beanspruchen zu können. Andererseits war die Realität vermutlich kompliziert. Also sind unsere Hypothesen prinzipiell von beschränktem Wert.

natürlich die, die einen Bruch als schon geschehen und endgültig bezeichnen (anders Nolte 1991, S. 323, und andere).

THOMASIN GEGEN WALTHER

Ich ordne das Kapitel ‚Thomasin‘ nicht unter die Stellungnahmen der anderen Dichter ein, sondern unter Walthers politischen Wirkung. Auch Thomasin muß zugeben, daß Walther ein berühmter Dichter ist; er bemüht sich, das Verbrechen Walthers so darzustellen, daß es seine vielen positiven Leistungen überwiegt. Das sagt etwas über die Wertung Walthers durch die Zeitgenossen.

Nix widerspricht Schupp (1974), der eine erhebliche Wirkung der Opferstocksprüche für erwiesen hält. Nix selbst will diese Passage des ‚Welschen gastes‘ nur als Exempel für *unmâze* verstanden wissen, Thomasins Thema sei hier noch nicht der Kreuzzugsaufruf, und glaubt Schupp widerlegt zu haben. Von ‚Widerlegung‘ kann aber keine Rede sein, da Thomasin seinen Aufruf geschickt durch Einbettung in andere Themen vorbereitet. Auch Cormeau (1995, Sp. 901) sieht Thomasins Attacke gegen „Walthers offenbar sehr erfolgreiche Polemik in den Opferstocksprüchen“ gerichtet. Sehen wir uns Nix (1993, S. 250) an:

„Keinesfalls aber kann Thomasins Kritik an der Papstschelte als Zeugnis für eine spürbare Wirkung Walthers in der politischen Realität seiner Zeit gelten. Eine solche Wirkung hat es nach allem, was sich darüber ermitteln läßt, nie gegeben. Daß Philipp von Schwaben im Frühjahr 1198 zum König gewählt wurde, ist ebensowenig auf Walthers Wahlaufuf im Zweiten Reichsspruch zurückzuführen wie die Formulierungen des Halleschen Fürstenprotestes von 1201 auf die sie unterstützenden Wendungen im Dritten Reichsspruch. Dies bezeugen die Fälle, in denen Walthers politische Sprüche das in ihnen anvisierte Ziel nicht erreichten. Weder vermochten die „Philippika“ des Dichters den schließlichen Abfall der Mehrheit der thüringischen Grafen von Landgraf Hermann zu verhindern, noch gelang es Walther, durch sein Eintreten für Kaiser Otto IV. den Abfall der Reichsfürsten und Ministerialen von dem Welfen zu verhindern. Walthers politische Sprüche konnten dort eine (vermeintliche!) Wirkung erzielen, wo die realen politischen Verhältnisse ihrem Anliegen günstig waren; wo dagegen ihre Ziele mit der Realität in Konflikt gerieten, offenbarte sich ihre tatsächliche Wirkungslosigkeit.“

Das ist am Ziel vorbeigeschossen. Daß gute Propaganda noch keinen Sieg garantiert, ist selbstverständlich. Auch „denn heute, da hört [bisweilen wurde gesungen: „gehört“] uns Deutschland, und morgen die ganze Welt“ allein hat keinen Freiwilligen an die Front gebracht, und es hat auch nicht den Endsieg herbeigeführt, aber dadurch offenbarte sich nicht „tatsächliche Wirkungslosigkeit“ der Propaganda. Walther beherrschte dieses Instrument. Schupp hatte nur behauptet, „daß Pfeile aus dem Köcher des Zeitgedichts ihr Ziel getroffen haben“ (1974, S. 40), nicht daß Walther eine Königswahl entschieden hätte. Die Höhe der im *stoc* gesammelten Summe kann Walther sehr wohl negativ beeinflusst haben, wie aus den von

Schupp (1974, S. 48) zitierten v. 11231 ff. des ‚Welschen gastes‘ hervorgeht. Auch Cormeau (1979, S. 278 ff.) zeigte, daß für Thomasin die finanziellen Einnahmen, gleich woher, ein wichtiger Punkt waren: die *milte*, für den Leser von Ritterromanen Fürstentugend, ist für Thomasin eine Tugend, die jeder entsprechend seinen finanziellen Verhältnissen zeigen sollte. Marzo (1998, S. 249 ff.) versucht, Thomasins Kritik so zu sehen, daß er Walther eher als „das ‚dichtende Sprachrohr‘ papstfeindlicher Kreise“ (S. 250) bezeichnen wolle, der selbst keine „Kompetenz als sich in politischen Dingen Äußernder“ (S. 251) besitze, während er, Thomasin, dabei gewesen sei, als der Brief des Papstes verlesen wurde. Die persönliche Kompetenz ist wichtige Waffe des politisch engagierten Dichters (vgl. oben S. 460); aber sie ist Basis der Argumentation, nicht ihr Endzweck. Thomasin ging es um die Autorität des Papstes, die anscheinend doch durch Walther erfolgreich untergraben wurde, nicht nur um einen Streit, ob er oder Walther der Kompetentere sei. Eher hat man bei Walther den Eindruck, daß er um sein Selbstgefühl zu stärken oft betonte, daß er zu ‚eingeweihten Kreisen‘ gehörte.

WOLFGERS RECHNUNGEN, LEOPOLDS HOCHZEIT, PREISE VON MÄNTELN UND PFERDEN UND WALTHER

Man weiß nicht, wann Leopold VI. geheiratet hat (1203 oder 1204), aber wann immer: nicht im November 1203. Die Reiserechnungen Wolfgers gehören zu den Indizien, die dagegen sprechen.³³ Der Pelzrock wurde seit den Zeiten Edward Schröders eingehenden Preisvergleichen unterzogen. Insgesamt sind die Reiserechnungen eine Fundgrube, die uns zeigen, wie viel der Bischof für Kerzenwachs im Vergleich zu anderen Dingen ausgab, wie viel die Kleidungsstücke für frater Heinricus im Vergleich zu jenen des Bischofs kosten durften, wie viel die von Boten (was auch für die Literaturwissenschaft interessant ist, weil man mit dem in der Dichtung so oft genannten Boten gleich eine bestimmte Qualität von Kleidung [= Sozialprestige] mitassoziiert) usw. Ich weise nachdrücklich darauf hin, daß die einzelnen Angaben nur im Kontext verständlich sind und unbedingt vor Aussagen zum Thema ‚Walthers Pelzrock‘ der gesamte Abdruck bei Heger konsultiert werden muß (das Blatt mit dem Konzept des Schreibers, das er auf der Reise anfertigte, S. 79 ff.; die Reinschrift S. 85 ff.). Hier wähle ich nur wenige, für die Walther-Forschung besonders relevante Beobachtungen aus; ganz gebe ich den Passus von der ersten bis zur letzten Eintragung zu Zeiselmayer wieder (nach Heger, S. 79 ff.). Erhalten sind für diesen Zeitraum sowohl das Konzept als auch die Reinschrift der Reiserechnungen; diese entsprechen einander nicht ganz und ergänzen einander. Ich zitiere daher beides. Die Reinschrift weist allerdings große Lücken auf. In einem Exemplar beschädigte, aus dem anderen ergänzbare Stellen stehen in [].

³³ Nicht nur diese, auch viele anderen der von Schröder 1974, S. 94 ff. genannten ‚sicheren‘ Datierungen sind haltlos.

Der Anschaulichkeit halber rechne ich in der Übersetzung alle Angaben in Pfennig um, nach den Angaben von Heger S. 193: 240 den. (Pfg.) = 1 Talent = 2 Mark; das Talent ist unterteilt in 20 solidi à 12 den. oder in 8 solidi longi à 30 den., tatsächlich ausbezahlt in gezählten Pfennigmünzen. Die Gewichtsmark, die zum 25. Oktober genannt werden, sind allerdings nicht Zähl- sondern Gewichtsangaben, und die Gewichtsmark war gleichbedeutend mit 1 Talent und wog anscheinend in Passau 239 Gramm, in Wien dagegen ca. 263 Gramm; aus ihr sollten theoretisch 240 Pfg. geprägt werden (tatsächlich vermutlich in Passau 270, in Wien 285).³⁴ Gewichtsmark werden daher von mir nicht in Pfennig umgerechnet. Die bezahlten Gegenstände sind oft nicht eindeutig identifizierbar, z. B. die Unterscheidung verschiedener Arten der Beinbekleidung. Ich wähle überall, wo es für die Einordnung der Pelzrock-Notiz gleichgültig ist, die erstbeste Übersetzung, ohne Alternativen zu nennen.

In der Reinschrift lautet der Text folgendermaßen (Heger S. 86, Blatt 2, Z.³⁵ 33 ff.):

Apud Zeiz[e]murum [pro cera] dim. tal. et . xl . den. Pro fune . ij . den.
 Quando ipse ierat Wiennam pro feno et ferr[amentis] . iij . den. Pro] sera ad manti[cam] . viij .] den. Pro duo[bus] pilleis . xi] i . den. Pro sacco . x . den. [Pro caligis episcopi . lxij .] den. Pro tunica Nor[manni] . lxxij . den.
 Pro pellicio] suo dim. [tal. et . v. den. Pro cu]ltello . iij . den. Pro ferramentis . iiij . den. Pro cirotecis episcopi . iiij . [den. Pro percameno . xij . den.] Postea [um] e]ssemus apud Svabedorf fratri Heinrico pro tunica apud Wie[nnam] . lxx . den. Pro] cera . xlviij . den. Pro pabulo et fer[ramentorum] clausis . x . den. Andree pro [lignis ad tristega] . xxij . den. Item pro

In Zeiselmauer für Wachs 160 Pfg. Für ein Seil 2 Pfg.
 Als er selbst nach Wien ging für Heu und Hufeisen 3 Pfg.
 Für den Verschluss am Reisesack 8 Pfg. Für 2 Hüte 12 Pfg. Für einen Sack 10 Pfg. Für Stiefel des Bischofs 42 Pfg. Für die Tunika des Normannus 73 Pfg.
 Für seinen Pelzmantel 125 Pfg. Für ein Messer 3 Pfg. Für Hufeisen 4 Pfg. Für Handschuhe des Bischofs 4 Pfg. Für Pergament 12 Pfg.
 Später als wir in Schwadorf waren dem Bruder Heinricus für eine Tunika (die er) in Wien (kaufte) 70 Pfg. Für Wachs 49 Pfg. Für Futter und Hufnägel 10 Pfg.
 Dem Andreas für Hölzer zu einem Gestell 22 Pfg.

³⁴ Freundliche Auskunft von Wolfgang Hahn, Institut für Numismatik und Geldgeschichte der Universität Wien. Ich danke ihm herzlich dafür, daß er sich für mich des Problems der Gewichts-, Rechen- und Münzwerte angenommen hat. Einiges mußte auch der Numismatiker als ungelöst bezeichnen. Wir gingen schließlich davon aus, daß das Wahrscheinlichste ist, daß außer beim Geldwechseln, wo expressis verbis gesagt wird, daß Gewichtsmark (= 1 Talent = theoretisch 240 Pfg., gewogene Silberpfennigmünzen) gemeint seien, die normale Rechenmark gemeint ist (= ½ Talent = 120 Pfg. gezählte Silberpfennigmünzen; da diese meist nicht dem Nenngewicht entsprachen, meist weniger wert als eine halbe Gewichtsmark); sowohl in Wolfgers Rechnungen als auch im 1. Atzespruch und in den Angaben im Traditionsbuch von St. Paul. Wieso 150 Pfg. einmal als 1½ Mark, ein andermal als 5 lange Schilling bezeichnet werden, und 120 Pfg. bisweilen als eine Mark, bisweilen als halbes Talent, kann auch der Numismatiker nicht klären. Geprägt wurden nur Pfennige, das ist sicher; die höheren Einheiten existierten nur als Recheneinheiten. Walther bekam 150 Münzen, nicht fünf. Den Geldgeschichtlern, Realienskundlern und Historikern bieten die Reiserrechnungen Wolfgers noch viel ungelösten Stoff für weitere Forschungen; ich habe nur versucht, womöglich alles in ihnen für die Walther-Forschung Relevante anzusprechen.

³⁵ Ich führe die von Heger durchlaufend gezählten Editionszeilen an.

ferramentis . iij . den. Lotrici . iij . den. Pro parandis calciis [magistri Heinrici] . iij . den. Pro calciis garciunculi in camera . iij . den. Pro duobus calciolis episcop[i] . v . den. Magistro] Heinrico pro duobus calciolis . v . den. Pro liganda sella fratris Heinrici . x . den. Aurige [de] Svabedorf . xl . den.

Postea cum per Wiennam transiremus et episcopus in domo decani pranderet pro pabulo . iij . den. Pro ferramentis et clavis . vj . den. Pro cingulo fratris Heinrici . iij . den. Pro sera ad manticam cappelle . viij . den.

Pro calciis garcionis qui trahit so[v]marium . v . den. Pro soccanea Widonis . xliij . den.

Pro cote ad rasoria . iij . den. Pro cera . lx[xvij .] den.

In die sancti Martini apud Niwemburch cuidam regulari clerico dim. tal. [Otto]ni Bibbero nescio quo eunti . lx . den. Pro uadio . xiiij . den.

Sequenti die apud Zei[zemurum] Walthero cantori de Vogelweide pro pellicio . v . sol. longos. Nuncij Moguntini [archi]episcopi . lx . den. Rulando apostate de Enstorf . xxiiij . den. Pro cera . lvij . den. G[arcioni] Widonis . ij . den. Pro quibusdam minutis agendis . v . den.

Lotrici . ij . den. Equis episcopi . viij . [den.] ad sufferandum. Pro ferramentis et clavis . vj . den. Pro quodam equo dim. marc. Cuidam gar[cioni] . xxiiij . den. Boemo falconario . iij . den. Visinhardo pro uino . xx . den.

Pro cera apud Thulnam . lxxij . den.

Das Konzept ist unklarer gegliedert, enthält aber auch einige für die Datierung wichtige Aussagen, die der Reinschrift fehlen (Blatt 1, Heger S. 80 ff., Z. 53–104):

Apud Zeizemurum pro cera dim. tal. et . xl . den. Pro fune . ij . den. Pro feno et ferramento apud Wiennam . iij . den. Pro sera mantice . viij . den. Pro duobus pilleis . xij . den. Pro sacco . x . den.

Pro caligis epi scopi . lxij . den.

Pro tunica Normanni . lxxij . den. Pro pellicio suo dim. tal. et . v . den. Pro culltello magistri H. . iij . den. Pro ferramentis . iij . den. Pro cirotecis episcopi . iij . den. Pro percameno . xij . den.

Demselben für Hufeisen 3 Pfg. Dem Lotrich 3 Pfg. Für die Reparatur der Schuhe des Magister Heinricus 3 Pfg. Für die Schuhe des Kammerknappen 4 Pfg. Für ein Paar Beinkleider des Bischofs 5 Pfg. Dem Magister Heinricus für ein Paar Beinkleider 5 Pfg. Für die Befestigung des Sattels von Bruder Heinricus 10 Pfg. Für den Wagenlenker von Schwadorf 40 Pfg.

Später als wir durch Wien fuhren und der Bischof im Haus des Dekans speiste für Futter 3 Pfg. Für Hufeisen und Hufnägel 6 Pfg.

Für das Cingulum von Bruder Heinricus 3 Pfg. Für den Verschluß an der Hülle des Tragaltars (?) 8 Pfg.

Für die Schuhe des Knappen, der das Saumpferd führt 5 Pfg. Für die Fußbekleidung des Wido 43 Pfg.

Für einen Schleifstein für die Rasiermesser 3 Pfg. Für Wachs 77 Pfg.

Am Tag des hl. Martin in Klosterneuburg einem Ordenskleriker 120 Pfg. Dem Otto Bibberus, der ich weiß nicht wohin abreiste 60 Pfg. Für ein Pfand 13 Pfg.

Am nächsten Tag in Zeiselmauer dem Cantor Waltherus aus Vogelweide für einen Pelzmantel 150 Pfg. Dem Boten des Erzbischofs von Mainz 60 Pfg. Dem Ketzer Ruolandus aus Ennsdorf 24 (!) Pfg. Für Wachs 58 Pfg. Dem Knappen des Wido 2 Pfg. Für einige Aderlässe 5 Pfg.

Dem Lotrich 2 Pfg. Für die Pferde des Bischofs 8 Pfg. für das Beschlagen. Für die Hufeisen und Hufnägel 6 Pfg. Für irgendein Pferd 60 Pfg.

Irgendeinem Knappen 24 Pfg. Einem böhmischen Falkner 4 Pfg. Dem Visinhardus für Wein 20 Pfg.

Für Wachs in Tulln 72 Pfg.

In Zeiselmauer für Wachs 160 Pfg.

Für ein Seil 2 Pfg. Für Heu und Hufeisen in Wien 3 Pfg. Für den Verschluß am Reisesack 8 Pfg. Für 2 Hüte 12 Pfg. Für einen Sack 10 Pfg.

Für Stiefel des Bischofs 42 Pfg.

Für die Tunika des Normannus 73 Pfg.

Für seinen Pelzmantel 125 Pfg. Für das Messer des Magister H. 3 Pfg. Für Hufeisen 4 Pfg. Für Handschuhe des Bischofs 4 Pfg. Für Pergament 12 Pfg.

In sabbato ante festum apostolorum Symonis et Jude accepit frater Heinricus in camera episcopi . x . marcas et unum fertonem minus uno [l]oth ad pondus colon. que non ponderabant apud Wienam plus quam . viiij . marc. et . vi . den. Illas dedit [ipse] pro . xi . tal. et hoc erat de argento quod soluendum magistro Volenando de Wirzeburch .

Item de eodem ar[ge]nto cambiuit Andreas apud Cremis decem tal. pattaiuen. preter . xxxviij . den. pro . viii . tal. et dimidio et . xl . den. wienn. monete.

Ex illis dedit ipse domino Wolblino . v . tal. et . xii . den. Pro pallio episcopi pluuiali . xii . sol. longos et dim. Pro uariis pelliculis ad furrendam cucullam dim. tal. Pro cera dim. tal. et . xx . den. Pro preparandis ueteribus sellis et una noua . v . sol. longos et . v . den.

Pro duobus palliis Widonis et Normanni tres sol. long. et . xi . den. Normanno pro pilleo cirothecis et mitra . xi . den. Pro sacco . x . den. Pro expensa et pabulo . xlvij . den. Pro pellicio fratris Heinrici . v . sol. minus . ix . den. De parandis ocreis nuncii de Zaringen. vi . den. De paranda et amplianda quadam mantica . xv . den. Lotrici . viij . den. Pro duobus soccis . iiij . den. Nuncio ducis Zaringie dim. tal. Nuncio comitis de Lewenberch . xxx . den. De parandis bulgis . xi . den. Widoni . viij . den. Huglino . xl . den.

Pro cera . lxxii . den. Item pro cera . lxxx . den. Pro ferramentis . x . den. Cuidam uago scolari . xxx . den. Nuncio archiepiscopi . lx . den.

Feria tertia quando iui[mus] de Zeizemuro Svabedorf apud Wienam pro cera . lxxiiij . den. Ante dederat apud Zeizemurum pro bono uino . lxxxviiij . den. In duas lagenas . viij . den. Pro corrigiis et arunio ad bulgas . iij . den. Fratri Heinrico apud Wienam pro tunica . lxx . den. Pro cera . il . den. Pro pabulo et ferramentorum clauis . x . den. Adree pro lignis ad tristega . xxii . den. Item pro ferramentis . iij . den. Lotrici . iij . den. Pro parandis calciis magistri Heinrici . iij . den. Pro calciis garciunculi in camera . iiij . den.

Am 25. Oktober empfang Bruder Heinricus im Zimmer des Bischofs 10 3/16 Mark Kölner Gewichts (1 Kölner Gewichtsmark = 1 Talent entspricht auf der Passauer Waage 239 Gramm), was in Wien nur 9 Mark und 6 Pfg. wog (1 Wiener Gewichtsmark à 263 Gramm).

Jene gab er selbst für 2640 Pfg. (gezählte Pfennigmünzen, deren 240 werden als 1 Talent oder 2 Mark [Zählmark, Rechenmark] bezeichnet), und das war von dem dem Magister Volenandus aus Würzburg zurückzuzahlenden Silber.

Ferner wechselte von dem selben Silber Andreas in Krems 2362 Passauer Pfg. für 2080 Pfg. Wiener Münze.

Von jenen gab er selbst dem Herrn Wolblinus 1212 Pfg. Für das Pluviale (liturgisches Obergewand) des Bischofs 375 Pfg. Für verschiedene Pelze zum Füttern der Kutte 120 Pfg. Für Wachs 140 Pfg. Für die Reparatur von alten Sätteln und einen neuen 155 Pfg.

Für 2 Mäntel für Wido und Normannus 101 Pfg. Dem Normannus für einen Hut, Handschuhe und Mitra 11 Pfg. Für einen Sack 10 Pfg.

Für Unkosten und Futter 47 Pfg. Für den Pelzmantel von Bruder Heinricus 141 Pfg.

Für die Anfertigung von Beinbekleidung für den Boten von Zähringen 6 Pfg. Für das Anfertigen und Erweitern eines Reisesackes 15 Pfg.

Dem Lotrich 7 Pfg. Für ein Paar Beinkleider 4 Pfg. Dem Boten des Herzogs von Zähringen 120 Pfg. Dem Boten des Grafen von Leonberg 30 Pfg. Für das Anfertigen von Beuteln 11 Pfg. Dem Wido 8 Pfg. Dem Huglinus 40 Pfg.

Für Wachs 72 Pfg. Ebenso für Wachs 80 Pfg. Für Hufeisen 10 Pfg. Einem vazierenden Scholaren 30 Pfg. Dem Boten des Erzbischofs 60 Pfg.

Am 4. November, als wir von Zeiselmauer nach Schwadorf reisten, in Wien für Wachs 74 Pfg. Zuvor hatte er in Zeiselmauer für guten Wein 89 Pfg. ausgegeben. Für 2 Gefäße 8 Pfg. Für Zaumzeug und für Material für Ledersäcke 3 Pfg.

Dem Bruder Heinricus in Wien für eine Tunika 70 Pfg. Für Wachs 49 Pfg. Für Futter und Hufnägel 10 Pfg. Dem Andreas für Hölzer zu einem Gestell 22 Pfg. Ebenso für Hufeisen 3 Pfg. Dem Lotrich 3 Pfg.

Für die Anfertigung von Schuhen für Magister Heinricus 3 Pfg. Für die Schuhe des Kammerknappen 4 Pfg.

Pro duobus calciolis episcopi . v . den.
 Ad expensam in Vienna . v . den. Pro
 duobus calciolis magistri Heinrici . v .
 den. Pro liganda sella fratris Heinrici . x
 . den. Aurige de Svabedorf . xl . den. Pro
 pabulo apud Wiennam . iij . den.
 Pro ferramentis et clavis . vi . den. Fratri
 Heinrico pro cingulo . iij . den. Pro sera
 ad manticam cappelle . viij . den.
 Pro calciis garcionis qui trahit sovmari-
 um . v . den. Widoni pro panno ad socca-
 niam . xxxvi . den. et insuper . vij . den.
 Pro cote ad rasoria . iij . den. Pro cera in
 secunda feria ante festum sancti Martini
 . lxxvij . den. Apud Niwenburch cuidam
 clerico dim. tal. Ottoni Bibbero . lx . den.
 Ibidem pro redemptione pignorum . xij .
 den. Walthero de Vogelweide pro pellicio
 . v . sol. longos. Nuncio Moguntini ar-
 chiepiscopi . lx . den. Cuidam caluo apos-
 tate de Enstorf . xxxiiij . den. Pro cera .
 lvij . den. Garcioni Widonis . ij . den. Pro
 sufferandis equis episcopi . viii . den. Lot-
 trici . ii . den. Pro quibusdam minutis
 agendis . v . den. Pro ferramentis et
 clavis . vi . den. Pro quodam equo dim.
 marc. Cuidam garcioni . ii . sol. breues.
 Boemo . iiiij . den. Visinhardo pro uino .
 xx . den. Pro cera apud Tulnam . lxxij .
 den.

Für 2 Socken des Bischofs 5 Pfg. Für die Kosten
 in Wien 5 Pfg. Für 2 Socken des Magister Hein-
 ricus 5 Pfg. Für das Befestigen des Sattels des
 Bruder Heinricus 10 Pfg. Für den Wagenlenker
 von Schwadorf 40 Pfg. Für Futter in Wien 3
 Pfg.

Für Hufeisen und Hufnägel 6 Pfg.

Dem Bruder Heinricus für ein Cingulum 3 Pfg.
 Für den Verschluss am Reisesack 8 Pfg.

Für die Schuhe des Knappen, der das Saump-
 ferd führt 5 Pfg. Dem Wido für Tuch für Bein-
 kleider 36 Pfg. und außerdem 7 Pfg.

Für einen Schleifstein für die Rasiermesser 3
 Pfg. Für Wachs am 10. November 77 Pfg.

In Klosterneuburg einem Kleriker 120 Pfg.

Dem Otto Bibberus 60 Pfg.

Ebendort für das Auslösen von Pfändern 13 Pfg.

Dem Waltherus aus Vogelweide für einen Pelz-
 mantel **150** Pfg. Dem Boten des Erzbischofs von
 Mainz 60 Pfg. Einem kahlen Ketzer aus Enns-
 dorf 34 (!) Pfg. Für Wachs 58 Pfg. Dem Knap-
 pen des Wido 2 Pfg. Für das Beschlagen der
 Pferde des Bischofs 8 Pfg. Dem Lotrich 2 Pfg.
 Für einige Aderlässe 5 Pfg. Für Hufeisen und
 Hufnägel 6 Pfg. Für irgendein Pferd 60 Pfg. Ir-
 gendeinem Knappen 24 Pfg. Einem Böhmen 4
 Pfg. Dem Visinhardus für Wein 20 Pfg. Für
 Wachs in Tulln 72 Pfg.

Der Kontext ist aus mehreren Gründen wichtig:

– Für den Vergleich des Betrages, den Walther für einen Pelzmantel erhielt (150 Pfg.) mit den für die Pelzmäntel des Normannus (125 Pfg.) und des Bruders Heinricus (141 Pfg.) bezahlten Beträgen. Gerade die Bekleidung ist, entsprechend der Jahreszeit, in den Rechnungen dieser Tage stark vertreten; für den Preisvergleich eignen sich die beiden anderen Pelzmäntel am besten. Schröder (1933, S. 79) will Walther anscheinend besonders herausstellen, wenn er schreibt, auch der Bischof sei nicht besser „ausstaffiert“ worden; tatsächlich heißt es aber: für das Pluviale (liturgisches Kleidungsstück) des Bischofs 375 Pfg.; für verschiedene Pelze zum Füttern der Kutte 120 Pfg. Für den Bischof war zum Füttern der Kutte gerade gut genug, was seinen Begleitern als Mantel diente (in den 120 Pfg. für die Felle ist ja weder Arbeit noch sonstiges Material enthalten). Daß Walther einen Mantel brauchte, ist naheliegend. Eine andere Frage ist, warum der Bischof ihm Geld für einen Pelzmantel im Wert dessen, wie die Begleiter des Bischofs gekleidet waren, auszahlen ließ. Je nach dem, wie lang man sich Walthers Dienste denkt, meint man, sei seine Bezahlung besser oder schlechter als die anderer Leute gewesen; man denkt zu sehr in der modernen Kategorie des Stundenlohns. Armeleutekleidung trug Wal-

ther nicht. Er durfte so gut gekleidet erscheinen wie die Begleiter des Bischofs; das sagt etwas über Walthers ‚Wert‘, nicht der Stundenlohn. Die Formulierung, daß für den **Mantel** des Heinricus 141 Pfg. bezahlt wurden, um 9 weniger als **Walther** erhielt (bzw. für den **Mantel** des Normannus 125 Pfg.), zeigt, daß die Mäntel der Begleiter des Bischofs direkt von der Kasse an den Kürschner bezahlt wurden; Walther hingegen bekam einen runden Betrag, um den er jedenfalls einen Mantel bekommen würde, ausgehändigt, und mußte / durfte sich ihn selbst kaufen (gehörte also nicht zu ihnen). Details des Wertes, etwa ob Normannus kleiner / schlanker war als Heinricus und daher weniger Pelz brauchte (was ich für wahrscheinlicher halte) oder im Rang etwas unter ihm (was auch möglich wäre), werden uns für immer verschlossen bleiben, sind aber unwichtig; wichtig ist, daß die Summe an Walther gerundet ist, weil der Mantel noch nicht gekauft war und daher der Endbetrag noch nicht feststehen konnte; nicht daß man für ihn ein kleines Fell mehr brauchte als für Heinricus. Zwar bekamen auch die Begleiter des Bischofs mehrfach Geld *pro* irgendetwas in die Hand, doch der Unterschied bei der Verzeichnung der Mäntel scheint nicht zufällig zu sein. Das ist mir ein wichtigeres Ergebnis als das unnütze Wälzen der Frage nach Walthers Stundenlohn.

– Für den Vergleich des Wertes von „irgendeinem Pferd“ (½ Mark Wiener Münze) mit Walthers Pferd in Eisenach (drei Mark, vielleicht Kölner Münze). Die Reinschrift enthält hierin keine wesentlichen Unterschiede. Im Mai 1204 (Heger S. 94) verzeichnen die Rechnungen in Rom ebenfalls den Ankauf eines Pferdes, aber nicht irgendeines, sondern für Odackarus, den Sohn Wolfgers, *Odackaro pro equo marc. et dim.* Nun kann man weder die in Rom ausgelegten 1½ Mark noch die von Walther 104,7 als Wert des von Atze erschossenen Pferdes reklamierten drei Mark als Kölner Mark nehmen und daher nicht behaupten, Walthers Pferd sei genau sechsmal so viel wert gewesen wie ‚irgendein Pferd‘ und doppelt so viel wie das für den Sohn des Bischofs, aber mit einer verbleibenden Unschärfe kann man sagen, daß Walther sich 104,7 als ‚BMW-Fahrer‘ stilisiert (heute bekommt man um das Sechsfache eines sehr billigen Pferdes schon ein gutes, aber kein Luxuspferd). Man muß auch bedenken, daß das Pferd für den Sohn des Bischofs auf der Romreise nur für das Reiten in der Gruppe diente, es also *equus quidam* auch getan hätte, während ein Pferd, das sowohl Kraft und Spritzigkeit für Galopp als auch Lernfähigkeit für Dressuraufgaben mitbringt, wie sie bei Jagd und Turnier gebraucht werden, zu allen Zeiten viel mehr als das Doppelte eines guten Ausreitpferdes gekostet hat; wenn Odackarus in Rom ein Reisepferd im halben Wert von Walthers Jagd- und Turnierpferd in Eisenach bekam, so war er vergleichsweise sehr gut bedient. Zum weiteren Vergleich: ein Pferd, das als Ehrengeschenk für Herzog Leopold V. dient, ist 8 Mark wert.³⁶ Die Preise für wirklich edle Pferde waren anscheinend nach oben zu offen.

³⁶ Ulrich, Abt des Klosters St. Paul im Lavanttal, schenkt 1192 Herzog Leopold auf dessen Grazer Hoftag *palefridum VIII marcis comparatum*, wofür dieser dem Kloster die unter Herzog Otakar

– Walther gibt es in den Rechnungen insgesamt zwei oder drei: unseren Walther, der im Konzept *praetermisso titulo* genannt, in der Reinschrift *cantor* tituliert wird, sodann einen Walther, der *pro calciis . vj . den.* erhält (Blatt 2v., Heger S. 90 Z. 151), und der vielleicht, aber nicht unbedingt, mit *Walthero marschalco . viij . breues sol. quos ipse expen[derat]* (Blatt 2v., Heger S. 89 Z. 160f.), identisch ist. Auch andere im Zusammenhang mit Walther diskutierte Namen wurden von mehr als einem Zeitgenossen getragen und sind daher für uns nicht verwertbar, etwa der *magister Volenandus de Wirzeburch* (Blatt 1v., Heger S. 80 Z. 64), der an den 18,1 mit *Wicman* konkurrierenden *Volcnant* erinnert. Daß die Reinschrift Namen präzisiert, ist Walther kein Einzelfall in den Rechnungen: *Rulando apostate de Enstorf* (Reinschrift Heger S. 86) steht gegen *Cuidam caluo apostate de Enstorf* (Konzept, Heger S. 81); *Pandolfi* (Reinschrift Heger S. 87) für *garcionis de Roma* beim ersten Auftreten Pandolfs im Konzept (Heger S. 82), bei seinen weiteren Nennungen wird er mit Namen genannt; der Schreiber hatte sich ihn anscheinend schon gemerkt. Als er das Konzept schrieb, wußte er anscheinend noch nicht, wie der kahle Ketzer geheißen hatte; es sieht so aus, als hätte es ihm erst später jemand gesagt, ebenso beim Boten aus Rom. In diesen Fällen sind die Personsbezeichnungen im Konzept länger als in der Reinschrift; es ist daher anzunehmen, daß der Schreiber dort in der Reinschrift änderte, wo er inzwischen Genaueres über die Person erfahren hatte, der er einen Betrag auszuzahlen hatte, nicht etwa im Konzept Buchstaben sparte. Natürlich sind viele andere Erklärungen dafür denkbar, daß im Konzept bei Walther das *cantor* fehlt; es muß sich in seinem Falle nicht gleich verhalten wie in dem des Ketzers Roland oder Pandolfs. Aber um die Walther-Verehrung nicht für selbstverständlich zu erklären, möchte ich fragen, ob es undenkbar erscheint, daß heute einem Buchhalter der Name eines berühmten Autors nichts sagt, sogar falls dieser von seinem Chef engagiert wurde.³⁷ Sogar falls Walthers Lieder in aller Munde waren, und erfolgreicher als Nix meint, könnte man fragen, ob alle wußten, wer der Autor war: die anderen Dichter wußten es, auch die von ihm besungenen Fürsten; aber wußten ihre Buchhalter, wer Waltherus aus Vogelweide war? Ich halte es, gegen Burdach, für wahrscheinlich, daß die Tegernseer Mönche Walther schlecht bewirteten und die Hofbeamten in St. Veit an der Glan, wenn Herzog Bernhard Walther neue Kleider machen ließ, diese für den Eigengebrauch abzweigten, weil sie nicht einsahen, daß er genau so gute Kleider tragen dürfen sollte wie sie. Was den Terminus *cantor* betrifft, hat man sich zu Recht bemüht, ihn zu klären (zuletzt Mertens 2001, S. 221). Die Sicherheit, mit der die Diskussion zum Teil geführt wurde, läßt sich allerdings nicht rechtfertigen, wenn man bedenkt, daß es ein bedacht gewählter Ausdruck gewesen sein kann, daß aber alles auch ganz an-

entfremdete *villa* Zellnitz a. d. Mur (heute Selnica na Muri) zurückstellt (BUB IV/1 Nr. 918; die Notiz stammt aus dem Traditionskodex von St. Paul).

³⁷ Es ist wichtig, in einer Sache, über die wir wenig wissen, nicht eine Möglichkeit zu verfechten, sondern klarzulegen, welches Spektrum an Möglichkeiten es gibt, und da fehlt in der bisherigen Forschung dieser Gesichtspunkt.

ders gewesen sein könnte und der Schreiber vielleicht auf die Frage, was dieser Walther war, der einen so wertvollen Pelzmantel wie das Gefolge des Bischofs bekommen sollte, auf Deutsch die Antwort *singer* bekommen und diese ad hoc in sein Latein übersetzt hatte. Ein lateinischer Text, der in diesen Jahren entstand, und in dem der Ausdruck *cantor* für jemanden benutzt wird, den wir uns in einer ähnlichen Position wie Walther vorstellen können, ist die *Historia Danorum* des Saxo Grammaticus. Saxo benutzt den Ausdruck allerdings nicht für einen Zeigenossen, sondern erzählt eine Geschichte, die sich schon 1131 ereignet haben soll: damals sei ein *cantor* deutscher Abstammung an den Hof des dänischen Herzogs Knut gekommen und habe diesen vor einem Verrat gewarnt, indem er begann, *speciosissimi carminis contextu notissimam Grimilde erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus* („indem er begann, im Kontext eines ausgezeichneten Gedichtes den allbekannten Verrat Kriemhilds an ihren Brüdern vorzutragen“) – also ein Spielmann, der politische Information genug besitzt, um in die Geschehnisse eingreifen zu können. Wie realistisch die Schilderung Saxos ist, daß man das durch den Vortrag eines Heldenliedes tun kann, ist eine für uns hier gleichgültige Frage: es genügt, daß Saxo knapp nach 1200 einen Spielmann mit diesem Ausdruck bezeichnete und in einer, wenn auch anekdotenhaft umformulierten, aber doch dem Publikum als glaubwürdig erscheinenden, Erzählung ihm jene Handlung andichtete.

Die Ausgaben in Wien am 4. November 1203, an dem Tag, an dem ‚wir‘ von Zeiselmauer (fast 30 Straßenkilometer nordwestlich von Wien) nach Schwadorf bei Schwechat (25 km südöstlich von Wien), verlegt wurden, beziehen sich, in diesem Punkt bin ich mit Heger einer Meinung, auf Ausgaben der Durchreisenden von Zeiselmauer nach Schwadorf und nicht etwa auf Ausgaben des Bischofs in Wien, während das Gefolge verlegt worden wäre.³⁸ Aber bei einer Entfernung von ca. 55 km von Zeiselmauer nach Schwadorf bei Schwechat ist kein Zwischendurchbesuch auf einer Hochzeit möglich. Damit war der Tag ausgefüllt. Hegers Deutung ist wohl richtig, daß Wolfger nur mit wenig Gefolge nach Wien reiste und den Großteil weit außerhalb ließ. Heger meint, Wien müsse so voll gewesen sein, daß für Wolfgers Gefolge kein Platz mehr war, und das sei nur zur Zeit eines Festes, wie eben einer Hochzeit, denkbar. Ich ziehe den gegenteiligen Schluß daraus: wenn Wolfger Ehrengast bei einer Hochzeit gewesen wäre, wäre er mit so zahlreichem Gefolge wie möglich erschienen, und alle neu eingekleidet; im Scherz könnte man sagen, Walther hätte den Pelzmantel vorher bekommen – oder in Wien vom Gastgeber. Wenn kein Platz gewesen wäre, hätte eher das Gefolge anderer Leute draußen bleiben müssen, aber direkt vor der Stadt (vielleicht in Zelten – deswegen fanden Hochzeiten meist, wenn auch nicht immer, in der schönen Jahreszeit statt).

³⁸ Es gibt auch einen anderen Ort namens Schwadorf, bei St. Pölten. Dieses würde aber nicht in das Itinerar passen. Auch da Passau in Schwadorf bei Schwechat Besitzungen hatte (BUB Nr. 904, Bd. 4, I S. 212), ist dieses gemeint.

Die Bemerkungen, aus denen hervorgeht, daß Wolfger nur mit geringer Begleitung nach Wien reiste, während der Rechnungsführer und der Großteil des Gefolges in Zeiselmauer bzw. in Schwadorf weilten, sind:

– *Apud Zeizemurum ... Quando ipse ierat Wiennam* (Reinschrift Bl. 2, Heger S. 86 Z. 33f.); zu datieren nach dem 25. Oktober, an dem Bruder Heinricus das Geld vom Bischof empfing, das [später] nach Wiener Waage weniger wog, und vor dem 4. November, als „wir“ von Zeiselmauer nach Schwadorf verlegt wurden.

Die darauffolgenden Ausgaben (Reinschrift Bl. 2, Heger S. 86 Z. 34–39) machten wohl der Bischof und seine Begleiter in Wien, nicht das Gefolge in Zeiselmauer – während der Bischof in Wien weilte, hat man nicht in Zeiselmauer für ihn Handschuhe gekauft; auch das Pergament hat wohl für den Bedarf des Bischofs gedient.³⁹ Dann erhielt Normannus die Tunika und den Pelzmantel wohl ebenfalls in Wien und gehörte zu den Personen, die Wolfger dorthin mitnahm. Auch Schuhe und Beinkleider kauften die in Wien befindlichen anscheinend dort. Daß so viel Winterkleidung gekauft wurde, ist durch die Jahreszeit erklärbar (in Passau war man noch zu einer wärmeren Jahreszeit aufgebrochen: am 22. September hatte Wolfger schon Göttweig erreicht); daß der Bischof und die höherrangigen Begleiter in Wien einkauften, nicht in Zeiselmauer oder Schwadorf, zeigt, daß es in Wien einen Markt für gehobenen Bedarf gab.

– *Postea c[um] e[is]semus apud Svabedorf fratri Heinrico pro tunica apud Wie[nnam] . lxx. den.*] (Reinschrift Bl. 2, Heger S. 86 Z. 40f.); Auch Bruder Heinricus weilte also in Wien, während das Gefolge, unter dem sich auch der Schreiber befand, von Zeiselmauer nach Schwadorf verlegt wurde.⁴⁰

– *Postea cum per Wiennam transiremus et episcopus in domo decani pranderet ...* bezieht sich auf die Rückreise von Schwadorf über Wien nach Klosterneuburg; dieser Satz beweist, daß Schwadorf bei Schwechat gemeint ist. Offen bleibt aber, ob der Bischof inzwischen auch bis Schwadorf gekommen war oder man sich mit ihm in Wien traf, denn Ausgaben Wolfgers in Schwadorf werden nicht erwähnt. Falls er auch dort war, dann nur zur Visitation, und erledigte seine Einkäufe in Wien.

Daß Wolfger, wenn er persönlich in Wien weilte, das Gefolge draußen auf einem passauischen Besitz ließ, leuchtet ein: in Wien hätte er für alle Verpflegung zahlen müssen, und dazu war er zu sparsam (Ähnliches zeigt sich in seinen Rechnungen mehrfach); wenn er wegen einer Hochzeit dorthin gereist wäre, wäre das unsinnig. Werner Hoffmann meinte, Hegers Datierung sei vielleicht richtig, weil sonst Wolfger nie zu einer Zeit in Wien war, zu der Leopold hätte heiraten können. Hoffmanns Prämisse, Wolfger hätte Leopolds Ehe einsegnen müssen, ist aber kaum richtig: der Erzbischof von Salzburg hätte das am würdigsten tun können, oder, wenn Leopold ohne eine bischofprangende Inszenierung auskam, hätte es auch der Hofkaplan geschafft. Ich habe im ganzen Babenberger-Urkundenbuch keine Eintragung gefun-

³⁹ Was wurde darauf geschrieben: Urkunden, Rechnungen oder gar Dichtung?

⁴⁰ Also kann man ausschließen, daß er der Rechnungsführer war.

den, die einen Passauer Bischof bei einer Herzogshochzeit in Wien zeigt (das sagt allerdings nichts; wo jemand an einem bestimmten Tag war, wissen wir meist nur, wenn er dort urkundete, und als Festgast hat man kaum Anlaß, auf Urkunden zu erscheinen – es sei denn, man nutzt das Fest für andere Kontakte). Falls Wolfger dabei gewesen wäre, hätte er allerdings alle, glänzend gekleidet, mitgenommen (s. o.). Die Historiker stellen m. E. die Frage bezüglich Leopolds Hochzeit falsch: die Frage, „wann fand Leopolds Hochzeitsfest statt?“ zerlege ich in zwei: 1. wann heiratete Leopold? und 2. gab es zu diesem Anlaß ein großes Fest? Für beide Antworten dienen als Grundlage die Annalen der österreichischen Klöster, die im MGHSS-Band 9 unter dem Titel ‚Melker Annalen‘ (bzw. deren Fortsetzungen in den einzelnen Klöstern) ediert sind. Dort findet sich zum Jahr 1200 in allen Exemplaren die Eintragung der Schwertleite Leopolds; ich gebe die Eintragungen zu 1200, und zwar a) nach der Handschrift des Wiener Schottenklosters (l. c. S. 620): *Leupoldus dux Austrie et Stirie gladio accinctus est coram multis principibus et prelatiis. Monasterium sancte Marie et sancti Gregorii in Vienna ad Scotos a Wlfgero ...* und b) nach der Hss.-Gruppe B: *Liupoldus dux Austrie et Stirie in die pentecostes ambitione magna accinctus est gladio presente Chunrado Moguntino archiepiscopo, Eberhardo Salzpurgense episcopo* (die Bemerkung über die Weihung des Klosters durch Wolfger fehlt in der B-Gruppe). An welchem Tag die Klosterweihe erfolgte, ist nicht verzeichnet; ob Wolfger bei der Schwertleite anwesend war und bei dieser Gelegenheit die Klosterweihe vornahm oder es sich um zwei verschiedene Anlässe handelte, läßt sich aus den Quellen nicht ablesen und wird auch von Boshof in den Passauer Regesten (Bd. 1) offen gelassen.

Zu 1203 lautet die Eintragung der Schottenhandschrift nur: *Leupoldus dux Austrie et Stirie uxorem duxit Theodoram neptem regis Grecie. Constantinopolis a Gallis capitur*. Nach der Hss.-Gruppe B: *Liupoldus dux Austrie et Stirie Theodoram neptem regis Graecorum duxit uxorem*⁴¹ ... (es folgen Ereignisse in Ungarn). *Constantinopolis capta et exusta virtutem Gallorum mirari didicit ...*. Die Verwandtschaftsverhältnisse geben die Melker Annalen prestigeträchtig falsch an (S. 506): *Liupoldus dux Austrie et Stirie Theodoram, filiam regis Graecorum, duxit uxorem*; das *neptis* der meisten Hss. kann jede entferntere jüngere weibliche Verwandte bezeichnen; am genauesten und wohl inhaltlich richtig die Admonter (Hss. von Neuberg und Garsten; S. 590): *Constantinopolitani imperatoris ex filia neptem*; in dieser Formulierung ist *neptis* nicht eine beliebige Verwandte, sondern eine Enkelin, eine Tochter der Tochter des Griechenkaisers.

Zu 1204 (S. 621) verzeichnet der Schottenkodex nur die Aquileier Nachfolge, B außerdem den Sieg Philipps über den König von Böhmen.

Da die Eroberung Konstantinopels erst 1204 erfolgte, in der Schottenhandschrift aber zu 1203 steht, ist das Vertrauen in die Jahresangaben der Annalen nicht

⁴¹ Der Zusatz *pomposissime* findet sich erst in der aus dem 14. Jh. stammenden contin. Claustroneonb. II, S. 620. Die Idee, daß es ein prächtiges Fest gegeben haben müsse, ist also später Zusatz.

unbegrenzt. Grobe Ausrutscher kommen allerdings selten vor, z. B. in den Zwettler Annalen (Handschrift des 14. Jh.) steht die Gefangennahme von Richard Löwenherz statt zu 1192 zu 1212 vermerkt. Abweichungen um ein Jahr sind allerdings häufig; zum Teil dadurch hervorgerufen, daß in den Vorlagen nicht genau ersichtlich war, ob eine Eintragung zum vorhergehenden oder folgenden Jahr gehörte. Die im 14. Jh. geschriebene Klosterneuburger Fortsetzung III der Annalen verdoppelt gar Leopolds Hochzeit und setzt ihre erste Hälfte schon zu 1202 (l. c. S. 634): *Hoc anno Leupoldus dux Austrie nupcias Wiene multis principibus ibidem convenientibus pompissime celebravit*. Zu 1203 heißt es dann: *Leupoldus dux Austrie et Stirie Theodoram neptem regis Grecorum duxit uxorem*. Die Ursache scheint klar: in der Vorlage der Vorlage der erhaltenen Hs. fehlte der Vermerk, daß ein großes Fest stattgefunden habe. Der Schreiber der Vorlage der erhaltenen Hs. erfand daher einen solchen dazu und fügte ihn oberhalb ein, so daß er wie zum vorhergehenden Jahr gehörig aussah. Der Schreiber der erhaltenen Hs. schließlich kopierte gedankenlos den Eintrag über das Hochzeitsfest zu 1202 und den über die Hochzeit zu 1203.

Ein Fest in Wien wird nach der Schwertleite von 1200 erst wieder zu 1222 verzeichnet, anlässlich der Hochzeit von Leopolds Tochter Agnes mit Albert von Sachsen (hier nach B): *Sollempnitas magna in Wienna fit, duce auctore Liupoldo, cuius etiam filia duci Saxonum nuptiali thalamo est copulata*. Dazwischen läßt nur eine Eintragung eine Feierlichkeit vermuten: anlässlich der Rückkehr Leopolds von Damiette, 1219, ist vermerkt (nach B; l. c. S. 622): *Liupoldus dux Austrie et Stirie gloriose ad propriam terram revertitur*. Das Wort *gloriose* läßt an das *gloggen liuten* von Walther 28,11 denken. Leopolds Rückkehr aus Spanien 1212/1213 wird nicht eigens derart vermerkt, aber das kann auch Zufall sein.

Daß Leopold seine Hochzeit nicht so groß feierte wie seine Schwertleite, beruht wohl nicht auf seiner von Walther 24,33 und 36,1 beklagten Sparsamkeit (die vielleicht nicht so sehr durch die von Walther beschönigend genannte Kreuzzugsvorbereitung bedingt war als durch die Rückzahlung des Lösegeldes für Richard Löwenherz), sondern hatte auch einen der folgenden Gründe:

– Zu einer großen Feier müssen hohe Herren wie die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg frühzeitig eingeladen werden. Wann soll man die Einladung an die Fürsten ergehen lassen, wenn man noch gar nicht weiß, wann das Schiff aus Konstantinopel mit der Prinzessin die obere Adria erreichen wird?⁴² Oder soll man erst nach ihrer Ankunft einladen, und das Fest hinauszögern? Da wird man doch eher bald heiraten und die Trauung vom örtlichen Klerus vollziehen lassen, ohne große Fürsteneinladung.

– Der Papst hatte noch keine Dispens von Leopolds erster Verlobung erteilt, diese erfolgte erst im Jänner 1204. Leopold brauchte sich zwar nicht mehr an die

⁴² Eine Reise im Herbst auf dem stürmischen Mittelmeer hätte man einer Prinzessin kaum zugemutet, entweder sie kam schon im Frühling/Sommer 1203 oder erst 1204 (Hinweis von Karl Brunner).

böhmische Verlobung gebunden zu fühlen, daher erteilte der Papst auch die Dispens, und viele Historiker nehmen an, daß die Sachlage so klar war, daß Leopold es wagen konnte, tatsächlich schon 1203 eine andere Frau zu heiraten. Aber war es ratsam, wenn die Dispens eben noch nicht erteilt war, die hohe Geistlichkeit nach Wien einzuladen? Entweder Leopold hat doch mit dem Fest bis 1204 gewartet und die Annalen verzeichnen die Eheschließung zu 1203, weil damals die entscheidenden Verhandlungen waren, oder er ließ die Ehe aus diesem Grund nur vom örtlichen Klerus einsegnen.

In keinem dieser Fälle gab es 1203 ein großes Fest, zumindest nicht mit einer Einladung von hohem Klerus, was die Aufnahme in die klösterlichen Annalen begünstigt hätte. Daß die Annalen keine Fürsteneinladung erwähnen, läßt vermuten, daß es auch falls die Hochzeit erst 1204 erfolgte kein solches gab. In Walthers Schaffen spiegelt sich Leopolds Hochzeit nicht. Gelegentlich wurde die Ansicht geäußert, sein Preislied könnte aus diesem Anlaß gedichtet sein; Jungbluth (1974, S. 102) schreibt: „Nach der communis opinio, die wohl keiner Begründung mehr bedarf, ist Walther im Jahr der solennen Wiener Hochzeit, 1203, nach langer Abwesenheit ... zurückgekehrt ... und hat bei dieser Gelegenheit, wohl bei der neuerlichen Vorstellung, sein vielleicht berühmtestes Lied, das Preislied, vorgetragen.“ Falls Walther zur Hochzeit, die wie wir nun sicher sind nicht im November 1203 stattfand, tatsächlich in Wien weilte, hat er sicher bei diesem Anlaß nicht das Preislied gesungen, „weil das ‚Lob der deutschen Frau‘ anläßlich der Hochzeit einer byzantinischen Prinzessin doch ein Fauxpas gewesen wäre“ (Reichert 1998, S. 7); mir scheint es aber doch eher für einen regionalen Hof konzipiert, also Wien, als für den Kaiserhof (für den u. a. Kasten 1995b eintritt). Das fiktive Pendant einer Wiener Hochzeit zu dieser Zeit, die Hochzeit Etzels im Nibelungenlied (B 1359 ff. = Bartsch 1362 ff.), findet zu Pfingsten statt und kommt ohne den Passauer Bischof (oder auch andere Bischöfe) aus, sie dauert zwar 17 Tage lang, aber nur das (enorm zahlreiche und auch königliche) Gefolge Etzels nimmt daran teil; Zaungäste gibt es so viele, daß sie außerhalb der Stadtmauern einquartiert werden müssen, aber niemand kommt von außerhalb Etzels Einflußbereich: die Dänen, Thüringer, Russen, Polen, Walachen, Griechen, Ukrainer, Hunnen, Petschenegen sind alle im Gefolge Etzels und Mitglieder seiner umherziehenden Hofgesellschaft; genau so wie Dietrich und Rüdiger. Kriemhild sitzt neben Etzel *under krône*, ohne daß es eines besonderen Geistlichen bedürfte, der allein berechtigt wäre, ihr diese aufzusetzen, und daran ist sicher nicht nur Etzels Heidentum schuld. Ein realhistorisches Vorbild für diese literarische Festlichkeit hätte Leopold schon zu Pfingsten 1203 inszenieren können.

Die Ereignisse um Leopolds Hochzeit habe ich hier nicht ganz geklärt; die Historiker werden da sicher noch viel herausfinden. Die Annalen und sonstigen Quellen sind weder vorbildlich ediert (das würde Faksimiles vieler Seiten erfordern) noch ausgewertet. Für die Walther-Forschung genügen aber unsere Ergebnisse: zu Martini 1203 gab es kein Hochzeitsfest, das ihn hätte nach Wien und auf dem

Rückweg an die Hauptschauplätze der Reichspolitik durch Zeiselmauer hätte führen können. Der Bischof hatte in Zeiselmauer Besitz, der zu kontrollieren war, und in Schwadorf neuerworbenen Besitz, der in Ordnung zu bringen war. Das konnte er zum Teil Untergebenen überlassen. Außerdem war Zeiselmauer als alter passauerischer Besitz bekannt, und man konnte Boten von irgendwo dorthin schicken (sofern sie nicht Zeiselmauer mit Traismauer verwechselten). Also fuhr er inzwischen nach Wien einkaufen, und einige Bevorrechtete seines Gefolges seilten sich zu diesem Zweck ebenfalls dorthin ab. Damit die Sache einen offiziellen Anstrich hatte, speiste man mit dem Dekan, und (ohne Erwähnung in den Rechnungen) wohl auch mit dem Herzog und besprach die wichtige Weltpolitik, soweit die Einkäufe dazu Zeit ließen. Etwas Besonderes war aber in Wien anscheinend nicht los. Dann stellt sich uns die Frage neu: Warum war dann Walther in Zeiselmauer? Antwort: um Geld für einen Mantel zu erbitten. Was tat er mit dem Geld? Vermutlich ritt er am nächsten Tag auf ‚irgendeinem Pferd‘ nach Wien, um dort einen zu kaufen (obwohl man auch in St. Pölten anscheinend gute Ware bekam; Einkäufe Ende September in St. Pölten: Reinschrift Bl. 2, Heger S. 85, Z. 2 ff.; Konzept Bl. 1, Heger S. 79, Z. 18 ff.). Dann war er wohl kaum gerade mit dem Bischof aus Wien gekommen. Schon E. Schröder (1933, S. 79) formulierte, daß Walther sich „nur vorübergehend der Reisegesellschaft angeschlossen“ habe, und schloß nicht aus, daß Walther wie der Archipoeta an die Freigebigkeit des heiligen Martin gemahnt hatte. Die Vorstellung des poetisch den Mantel erbittenden Walther ist uns lieb geworden. Woher aber kam Walther, wenn er weder im Gefolge Wolfgers noch in Wien gewesen war (dann hätte man ihm vermutlich dort einen Mantel gekauft)? Als *va-gus* konnte er frei umherziehen; aber tat er es auch immer, wenn er gerade kein Engagement hatte? Oder gab es einen Ort, an dem er zu Hause war, auch wenn er dort kein *heim* wie er es sich vorstellte hatte?

Heimatsforscher können die Antwort jeder in seine Richtung suchen: entweder Walther wohnte damals nicht weit von dort, vielleicht von Leopold wegen unmäßiger Honorarforderungen in den Wald nach Allentsteig nahe Zwettl versetzt,⁴³ zwar nicht zur Rodung, aber seiner Herkunft entsprechend zur Beaufsichtigung der dort gehaltenen herzoglichen Jagdvögel, oder gar am Tullner Feld bei Zeiselmauer, was Neidhart Anlaß geboten hätte, die dort Ansässigen zu verunglimpfen, oder er wohnte gerade auf irgendeiner Besitzung eines der drei *lobelichen manne*, deren einer im folgenden Jahr nach Aquileia⁴⁴ übersiedelte. Von mir wird man zur Heimat-

⁴³ Im Waldviertel hatte es sich ja herumgesprochen, daß Wolfger in Österreich weilte, weil er schon im Oktober dort visitiert hatte.

⁴⁴ Daß Aquileia *nicht verre* von Walther ist, wenn die beiden anderen löblichen Männer in Wien und Mödling (15 km südlich des *wünneclichen hoves*) residieren; erstaunt uns – außer Walther meint *verre* nicht räumlich, sondern personell, und fühlte auch Aquileia ‚nahe‘, wenn der Patriarch ihm verbunden war, oder Walther konnte sich durch Wolfgers Autorität auf passauischem Besitz auch weiterhin wie zu Hause fühlen, was auf die Heimatfrage wieder ein anderes Licht werfen würde. Wurster (1998) überbetont vielleicht Wolfgers Rolle als Mäzen.

frage Walthers im geographischen Sinn nur scherzhafte (wenn auch sachkundige) Äußerungen erhalten.

Die Untersuchung sprachlicher Verwandtschaft und literarischer Heimaten von Werken halte ich aber für wichtig. Über sie sagen die unbewußt gebrauchten Wörter mehr aus als bewußt eingesetzte, die möglicherweise Anklänge an ein bestimmtes Werk knüpfen sollten, das dem Autor dialektal nicht nahe steht; ich untersuchte daher ein Füllwort, das in keinem Text unbedingt nötig ist, aber doch unterschiedlich häufig eingesetzt wird: *allenthalben* (Reichert 1990, S. 326, Anm. 103).⁴⁵ Zumindes sprachlich ist es also weniger schädlich, wenn man unbedingt glaubt für Walther einen Heimatort angeben zu müssen, diesen im selben Bereich wie das Nibelungenlied, im österreichischen Donauraum zu suchen, als in Würzburg. In der Frage, ob Walther in Österreich zu Hause war, läßt sich m. E. mit nichts so gut argumentieren wie mit Hilfe einer Strophe, die mir besser zu Ulrich von Singenberg zu passen scheint als zu Walther, die Walther *heim in Osterrîche* fahren läßt (XXIX,1). Wenn er es für einen parodierenden Zeitgenossen war, habe ich ein gutes Gewissen, wenn auch ich mir Walther in Österreich beheimatet und nicht nur zum Dichter ausgebildet denke.

Falls auch seine Pfanne gesaut und er von *vino bono* bekommen hat, mußte er wohl wirklich nicht *verre strîchen*:⁴⁶ *hînaht* ging es ihm anscheinend gut, wenn wir auch nicht wissen, wo für ihn *morgen* war. Im *ingesinde* des Bischofs (wie anscheinend zeitweilig in dem des thüringischen Landgrafen) war er nicht. Er ist zwar davon abhängig, ein Engagement zu erhalten, aber *getragene wât* braucht er nicht zu nehmen (was 62,36 allerdings vor allem als sexuelle Metapher zu verstehen ist) und darf behaupten, ein gutes Pferd zu reiten. Sein Problem ist, daß es an jedem Hof Leute wie Gerhart Atze gibt, die glauben, nur Ortsansässigkeit bürge für Ehre. Arm ist, wer kein Lehen hat, auch wenn seine Pfanne saust: Wolfram hat (Parzival

⁴⁵ Iwein: 2 in 8000, Lantzelet: 4 in 9239, Wolfram: 7 in 40.000, Nibelungenlied: 31 in (auf Iweinzeilen umgerechnet) 16000, Walther: 4 in 4000. In Minnesangs Frühling findet es sich nur einmal, in einer anonymen Strophe, die dem donauländischen Minnesang zugezählt wird: *gruonet der walt allenthalben*. Würzburg kennt das Wort auch noch, aber deutlich weniger häufig als das Nibelungenlied und Walther, und außerdem eher in der Form *allenthalp*, die bei Walther und im Nibelungenlied gar nicht auftritt: Konrads Trojanerkrieg (ca. 50.000 Iweinzeilen) hat 12 *allenthalp* und 10 *allenthalben*. Walther und Nibelungenlied zeigen deutlich die größte Frequenz; unter den Lyrikern ist Walther überhaupt eine Ausnahme. Das sagt etwas über die sprachliche Heimat der Dichter.

⁴⁶ *Der biderbe patriarke missewende frî* wird allgemein auf Wolfger bezogen; Bumke (1979, S. 193) hält es für möglich, daß sein Nachfolger, Berthold von Andechs, gemeint sei; dann wäre dieser Spruch zwischen dem Tod Wolfgers (1218) und Heinrichs von Mödling (1223) zu datieren. Da die Diskussion bei Thomasin von Zerklære sich auf Sprüche Walthers vor diesem Zeitraum bezieht, wird Walther wohl schon zu Wolfgers Zeiten Kontakt nach Aquileia gehabt haben; da seine Bindungen im wesentlichen persönliche waren, wird er nach 1204 die Bindung an Wolfger nicht aufgegeben haben, während keine an Berthold bezeugt ist. Ich gehe daher davon aus, daß der *biderbe patriarke* Wolfger ist.

184,28 ff.) sein *selbes hūs*, auch wenn gerade Hungersnot herrscht; das ist ein wesentlicher sozialer Unterschied. *Ich bin ze lange arm gewesen âne mînen danc. / Ich was sô volle scheltens daz mîn âten stanc* (28,31) meint also Armut nicht als Zugehörigkeit zur mittellosesten Schicht, sondern zur abhängigen Gruppe der Fahrenden, zum Angewiesensein auf Geschenke, ohne die Möglichkeit, sein Recht vor Gericht durchzusetzen.

Der künec mîn hêrre lêch mir gelt ze drîzec marken (27,7) ist uns in seiner Stoßrichtung nicht verständlich: da wir den Hintergrund nicht kennen, wissen wir nicht, ob Walther bei Erhalt des Lehens dieses für größer gehalten hatte als sich dann herausstellte und er seinem Unmut zunächst, noch vor Friedrichs Kaiserkrönung, darüber Luft machte, bis Friedrich schließlich mit einer Geste, für die sich Walther mit *Von Rôme keiser hêre* (84,30) bedankte, also nach der Kaiserkrönung, seine Großzügigkeit (oder die Verlängerung des Dienstverhältnisses: Schmidt-Wiegand 1968) unter Beweis stellte. Es könnte auch sein, daß 27,7 nicht bedeutet, daß Walther ein größeres (oder leichter einkassierbaren Zins abwerfendes oder ...) Lehen erwartet hätte, sondern daß jemand, der mit *der pfaffen disputieren* gemeint sein könnte, z. B. eine Schenkung zugunsten von Walthers Seelenheil (oder eine Spende für einen Kreuzzug ...⁴⁷) erwartete, Walther aber nicht zahlungsfreudig war und den Wert des Lehens untertrieb.

KÜCHENMEISTERLICHES

In Passau und anderswo gab es schon im 12. Jh. *Magistri coquinae*, die die Ausgaben für die Küche zu überwachen hatten und so etwas wie wirtschaftliche Küchenleiter waren. Auch die für den heutigen Anlaß so bedeutsamen Reiserechnungen Wolfgers enthalten den Vermerk *Magistro coquine . ij . [den.]*. Bezeugt ist das Amt schon vor 1200. Die *magistri coquinae* waren in der Praxis sicher wichtige Leute und Meves hat sich bemüht, möglichst viele ausfindig zu machen. Auch die anderen Hofämter gab es in der Realität; einen Truchsessen, Mundschenk usw. brauchte man ja. Die sogenannten Ehrenhofämter des Reiches waren dagegen Ehrenämter. Die Personen, die diese Titel führten, z. B. der König von Böhmen als Mundschenk, übten kein Verwaltungsamt aus. Thomas (1990, S. 111 f.) führt aus, daß die Urkunde Philipps, in der Heinrich von Rothenburg als *magister coquine* bezeichnet wurde, wahrscheinlich erst am 25. 7. 1205 ausgestellt ist. Wie lange davor Philipp das Amt schuf, ist unbekannt; Walthers Spießbratenspruch von 1204 läßt schließen, daß es damals noch neu war. Wenn König Philipp ca. 1202/03 ein Ehrenhofamt ‚Reichsküchenmeister‘ schuf, war es neu, ungewohnt und verspottbar; man brauchte wohl weder Walther noch das Nibelungenlied noch Wolfram, um Anlässe für Küchenhumor zu finden. Das Publikum hatte sicher mehr als einen Grund zu lachen, wenn Walther dichtete (17,11): *Wir suln den kochen râten, / Sît ez in alsô hêhe*

⁴⁷ Schon Hermann Paul mutmaßte, daß Walther den Zehenten nicht bezahlen wollte.

stê, / daz si sich niht versûmen, / daz si der fürsten brâten / snîden græzer baz danne ê, / doch dicker eines dûmen.

Sît ez in alsô hôhe stê ... spielt auf das neue Amt an; alle Köche können sich durch die Schaffung des Reichsehrenamtes „geehrt“ fühlen. Der Spruch hat einen breiten politischen Kontext, zu dem u. a. gehört, daß Philipp mehr auf die Wünsche der Fürsten eingehen soll. Den will ich hier nicht erörtern; hier behandle ich nur einen Aspekt: die Thidreks saga, die ältere Quellen als das Nibelungenlied verarbeitet, kennt keinen Küchenmeister, der das Reich in Abwesenheit der Könige verwaltet. In ihr kommen die Köche in einem einzigen mageren Satz vor, nämlich daß Högni ihnen aufträgt, Sigurds Speisen zu versalzen. Beim Aufbruch an den Hof Attilas kommt dort kein Koch vor.⁴⁸ Daß Gunther im Nibelungenlied ausgerechnet dem Küchenmeister die Reichsverwaltung überträgt, scheint doch Rosenfeld (der meint, Rumolds Rat setze die Schaffung des Reichsküchenmeisters voraus, das Nibelungenlied sei also erst nach 1202 entstanden) gegen Meves Recht zu geben: Meves meint, da es Küchenmeister an vielen Höfen schon vor 1200 gegeben habe, müsse das Nibelungenlied nicht erst nach der Schaffung des Hofamtes durch Philipp entstanden sein, und damit sei Rosenfeld widerlegt. Aber damit hat Meves nur bestätigt, was für den von Rosenfeld gefundenen Sachverhalt Voraussetzung ist: daß es schon echte *magistri coquinae* gegeben haben muß, wenn ein Reichs-Ehrenhofamt *magister coquinae* geschaffen wird. Rumolt ist kein normaler Küchenmeister, sondern wird humorvoll in einer Doppelfunktion als Koch und Träger eines hohen Reichsamtes gesehen, wie Walthers Köche im Spießbratenspruch. Wolfram fällt über Rumolt (oder über Philipps Ämtererfindung?) ein hartes Urteil: *ein koch* (Parzival 421,6). Ich setze daher sowohl Walthers Spießbratenspruch als auch das Nibelungenlied zu der Zeit an, als es aktuell war, über die Schaffung des Ehrenamtes zu witzeln. Von den Ereignissen *ze Kriechen*, die man mit *die fürsten sâzen ander kür* (oder auch *an der kür*) wiedergeben könnte, kommt wohl nur 1204 in Frage: im Sommer 1203 war Isaak II. Angelos erst wieder an die Macht gelangt, nachdem er 1195 vom eigenen Bruder Alexios III. abgesetzt worden war; seinen Sohn Alexios IV. mußte er als Mitregenten nehmen. Doch schon Anfang 1204 gab es einen Aufstand gegen beide; Alexios IV. floh zu seinem Schwager Philipp von Schwaben (Irene/Maria war Tochter von Isaak II. Angelos); die Kreuzfahrer eroberten Konstantinopel und wählten im Mai 1204 Balduin I. zum Kaiser; im Juni kann Walther davon erfahren haben. Als Nicht-Byzantinist kann ich keine neuen Fakten zu dieser Diskussion beisteuern, doch scheint mir die Formulierung Walthers am besten auf das letztgenannte Ereignis zu passen und ich übernehme die von Burdach bis Scholz (1999, S. 67) meistgenannte Datierung: nach dem Bekanntwerden der Wahl Balduins.

⁴⁸ Das Fehlen eines Küchenmeisters oder irgendeines Rumold in der Thidreks saga ist ein starkes Indiz gegen die ohne Begründung bisweilen geäußerte Annahme, der Küchenmeister habe in der Nibelungentradition eine alte Rolle. Insbesondere die Theorie von Fichtner, Rumoldus von Münster, ein Bischof des 10. Jh., habe Pate für diese Figur gestanden, ist unwahrscheinlich.

Daß ich das Nibelungenlied etwa zu der Zeit datiere, als Walther den Mantel erhielt, heißt nicht, Walther müsse ihn für die Dichtung des Nibelungenliedes erhalten haben. Vielleicht stellten sich die Zeitgenossen unter Volker jemanden wie den scharfzüngigen, aber genialen Walther vor und wünschten diesem eine Rangerhöhung, wie sie Volker durch Hagen (Nibelungenlied B 2002–2004 = Bartsch 2005–2007) für den Fall der Heimkehr versprochen erhält: einen besseren Platz an der königlichen Tafel; außerdem *sol er rîten quotiū ross / unde tragen hêrlich gewant* (Nibelungenlied B 2004 = Bartsch 2007). Walther selbst wird das aber kaum geschrieben haben, auch wenn er sprachliche Eigenheiten mit dem Dichter des Nibelungenlieds gemeinsam hatte (s. o. zu *allenthalben*).

WALTHER ÜBER SEINE DAMEN

Daß Walther, gemäß den offiziellen Grundsätzen der höfischen Kultur, nie eine Dame persönlich angreift,⁴⁹ aber sehr wohl weibliche allegorische Figuren, gehört zu den wenigen m. E. richtigen Beobachtungen Mundhenks.⁵⁰ Allegorische Damen kritisiert auch Wolfram, sagt ihnen sogar Fehde an, obwohl er die Fiktion aufrecht erhält, von *wîben* nur Gutes zu sagen. Frau *Mâze* steht Walther in der Minnedichtung nicht nahe, obwohl er sie in den Sprüchen hochhält.⁵¹ Warum? Schweikle fragt:

⁴⁹ Ich gehe hier auf die Frage, wann die Dame als Allegorie auf einen bestimmten Hof verstanden worden sei, nicht ein, da wir m. E. nicht weiter kommen können als Mohr (1967), der Möglichkeiten und Grenzen dieser Fragestellung voll ausgelotet hat. Auch Jungbluth (1974) ist nicht über Mohr hinausgekommen.

⁵⁰ Mundhenk, Selbstbewußtsein S. 419.

⁵¹ 29,25 beim Alkoholkonsum; 22,33 bei der Bewertung von *got* gegen Seelenheil und Ehre; 43,9 will er sie von einer tugendhaften *vrouwe* lernen, ohne aber damit *mâze* in der Minne zu meinen; in der abschließenden Strophe 44,1 bring ihm *mâze* doch Minneerfolg, aber nicht die *mâze* in der Minne bringt den Erfolg, sondern die richtige Beurteilung aller [*nîder und hō* = ‚alle‘; im Kontext: ‚alle Damen‘; das *gedenken*, das ‚richtige Beurteilen‘, schließt hier wohl insbesondere das angemessene Auftreten ihnen gegenüber ein] *Kan er ze rehte ouch wesen frō / daz er gedenket / ze mâze nîdere unde hō / der mac erwerben swes er gert*. Nicht mehr eruierbar ist das Wesen der *mâze* in 61,8, da umstritten ist, in welchen Kontext diese Strophe gehört (zwischen 60,34 und 61,20?): *Mir ist liep, daz sî mich klage / ze mâze, als ez ir schône stê. / Ob man ir mære von mir sage / daz ir dâ von sî sanfte wê* wendet sich gegen unmäßige Schmerzausbrüche. Cormeau nimmt das als erste Strophe eines Liedes, das mit 184,1 fortsetzt, einer Paraphrase von 50,27: der Sänger will, daß die Dame ihn wenigstens heimlich einen freundlichen Blick zuwirft, wenn sie schon nicht ihn anzusprechen wagt. Andere Herausgeber nehmen 61,8 als Teil des Testaments, zwischen 60,34 (*Ich wil nû teilen ê ich var*) und 61,20 (*Nû bîtent, lânt mich wider komen*). Diese unterschiedlichen Kontexte machen zwar unterschiedliche aktuelle Bedeutungen von *mâze* möglich, aber man kann davon nicht ableiten, Walther habe Maßhalten in der Liebe gepredigt. Im selben unheilbaren Wirrwarr echter und teils vielleicht, teils ziemlich sicher unechter Strophen steht auch 61,32, wo in ironischem Ton eine an den Sänger gerichtete Forderung angesprochen wird, er dürfe ein bestimmtes (aber uns unbekanntes) Thema nicht berühren und solle *wunneclicher mâze pflegen*. Da geht es um Zucht und Ehre, aber weil man nicht weiß, an welche Strophe man anschließen soll, fehlt die Interpretationsbasis. Strafe für Unmäßigkeit erteilt 80,3 die *hōch-*

„Weshalb zögert die *Mâze* zu kommen?“ (Schweikle 1963, S. 500). C. v. Kraus schob die Schuld daran der *herzeliebe* zu: „wenn die Herzensneigung kommt, ist er doch wieder verführt“. Schweikle umschreibt zunächst mit „Aber er möchte wissen, warum die *Mâze* zögert, wenn die Herzensneigung kommt, so ist er doch verführt“⁵² und verstärkt dann (das soll das *ie* leisten) zu: „wenn die Herzensneigung kommt, so ist er trotzdem verführt.“ Daraus leitet er ab, „daß die *herzeliebe* nicht die vermutete Verführerin sein kann, und die *Mâze* eben nicht die selbstverständliche Begleiterin der hohen Minne ist, wie C. v. Kraus und Beyschlag meinen.“ Er meint, *werdekeit* und *wirde* seien nicht synonym, *werdekeit* sei allgemein, *wirde* nur bei Hofe. Leichter als Schweikle tut man sich, wenn man die Definition von Minne aus dem Lantzelet des Ulrich von Zatzikhoven berücksichtigt (hier nach der Wiener Hs., hg. Deutscher⁵³ 4813 ff., entspricht hg. Hahn 4848 ff.):

*Do stvnden buchstaben an
der ich gemerchen niema chan –
wan einer sprach do vor
quid non audet amor
daz spricht waz getar div minn^e niht bestan
der ander sprach daz ist min wan
minn^e ist ein worender vnfin
fit ich zer ellend^e worden bin
so stvnt dar nach geschriben
minn^e hat maz^e vertriben
fine mvgent samit niht bestan⁵⁴*

Bumke spricht in der Deutung der Blutstropfenszene von „Selbsterkenntnis“ (Bumke 2001, z. B. S. 45 ff.); mir scheint die Gewalt der Minne, die Parzival verrückt macht, gerade diese zu verhindern. Das andere von Bumke gebrauchte Wort, „Gedankenverlorenheit“ (S. 49), scheint mir besser zu treffen, aber auch vom „Er-

vertic sehs; auch hier: *mâze* wird gefordert, aber nicht in der Liebe. 91,17 scheint sie zu fordern (*offenbäre, stille und eine/und als ez der mâze danne zimt* 91,25 f.), aber dieses in einem Reinmar-Ton geschriebene Lied liest man am besten als Reinmar-Parodie, denn der Schluß macht den Sänger lächerlich: „Jetzt habe ich dich in etwas unterrichtet, das ich selbst noch nie getan habe. Mir kommt immer ein Unglück dazwischen. Aber ich erfreue mich trotzdem an der Hoffnung, daß es mir noch einmal gelingen wird.“ Nicht berücksichtigt sind hier Stellen, an denen *mâze*, *mezzen* usw. nicht die Tugend des Maßhaltens, sondern anderes meint, z. B. einen Maßstab für eine andere Tugend, z. B. für Freigebigkeit Ottos.

⁵² Die Syntax von Schweikles Satz ist mir nicht klar.

⁵³ Ulrich von Zatzikhoven, Lantzelet: Ausgabe der Wiener Handschrift des Lantzelet Ulrichs von Zatzikhoven, hg. Georg Deutscher (Philologica Germanica 24), Wien 2003.

⁵⁴ „Da standen Inschriften, von denen ich mir nur gemerkt habe, daß die erste lautete ‚Was wagt die Liebe nicht?‘, die zweite, glaube ich, ‚Minne ist eine andauernde Verrücktheit (oder: ‚Ich glaube, Minne ist ...‘), weil sie mich mir selbst entfremdet hat‘ (oder: ‚weil sie mich ins Elend gejagt hat‘; ich ziehe die erste Deutung vor, weil *ellende* im Mhd. sehr oft metaphorisch gebraucht wird [vgl. Lexer, Handwb. I, Sp. 539 f. s. v. *ellende*], z. B. Walther 44,15; das beweist allerdings nichts für Ulrich von Zatzikhoven) und zum Schluß stand geschrieben ‚Minne hat *Mâze* vertrieben, sie können nicht zusammen bestehen.“

kennen“ der Ziele würde ich nicht sprechen. Es packt Parzival einfach. Walther und Wolfram widersprechen Hartmann nicht, aus dessen Erech hervorgeht, daß zur Herstellung dauerhaften Glücks das Maßhaltenkönnen unabdingbar ist (Erech 8649 f. *ab einem huone er gebeiz drîstunt* ist eine Spitzenleistung Hartmanns: er verwendet nicht das Wort *mâze*, vermeidet also beim Belehren die Aufdringlichkeit und Blässe der Wissenschaft. Aber seine Bilder sind kristallen durchsichtig: sonst gibt er bei keiner Mahlzeit an, wie viele Bissen jemand macht; gar unmittelbar vor einem Entscheidungskampf teilt er uns etwas so Unwesentliches mit? Weder zu früh noch zu spät aufstehen [Erech steht jetzt früh auf, um zur Messe vor dem Kampf gehen zu können, aber nicht extrem zeitlich, wie in den ersten Nächten der Aventurefahrt], weder zu viel noch zu wenig essen, weder zu viel noch zu wenig trinken ... das kann nur heißen, daß der Held alles im richtigen Ausmaß zu tun gelernt hat). Wolfram und Walther sind mit Hartmann einer Meinung, daß man ohne eine richtige Liebe nicht glücklich sein kann. Sie sind aber auch mit Ulrich von Zatzikhoven einer Meinung, daß die richtige Liebe stärker ist als der Mensch und alle Vorsätze des Maßhaltens und der Vernunft zu nichte macht. Das Ergebnis läßt sich erschließen: Wenn volles Glück ohne Liebe nicht möglich ist, und wenn dauerhaftes Glück ohne Maßhalten nicht möglich ist, und wenn Liebe und Maßhalten miteinander unvereinbar sind ... Hartmanns durch die Tüchtigkeit der Helden verdiente Happy-Ends erscheinen unglaubwürdig. Entweder Gott greift, wie im Parzival, mit Wundern ein, oder es endet wie im Nibelungenlied. Walthers Sänger hofft zunächst auf ein Wunder der Göttin Minne, bis er sich in der Altersdichtung von ihr abwendet⁵⁵. Die Frage, ob *herzeliebe* etwas anderes bedeutet als *Minne*, ist damit noch nicht beantwortet. Ehlert (1980, S. 37 ff.) stellt fest, daß sich die Bedeutungen nicht richtig trennen lassen. Walther überläßt tatsächlich dem Publikum das Verständnis der Bedeutungen, und so werden wir auch für *herzeliebe* und andere Schlüsselwörter keine einheitliche Bedeutung herauschälen können. Walther liebt es, die zentralen Begriffe seiner Dichtung dadurch von allen Seiten zu beleuchten, daß er die für sie gesetzten Wörter an verschiedenen Stellen verschiedene Pole ihres möglichen Bedeutungsumfangs einnehmen läßt. Die aktuelle Bedeutung eines Wortes an einer Stelle als Beweis dafür zu nehmen, daß sie auch an einer anderen einzusetzen sei, ist unmöglich. Die Methode, daß der Interpret selbst entscheiden soll, welche Bedeutung gerade aktuell ist, erscheint der Wissenschaft unannehmbar, aber Walther empfand vermutlich, wie Wolfram, jemanden als *ze tump*, der das nicht vermochte. Ohne Bachofers Verständnis der *herzeliebe* zu verteidigen, muß man gegen Ehlert einwenden, die sogar Bachofers Ausdrucksweise „Ich möchte ...“ geißelt (Ehlert 1980, S. 39), daß Umgang mit Dichtung die Existenz eines interpretierenden Subjekts voraussetzt und daher so manches dem subjektiven Eindruck immer vorbehalten bleiben wird, und zum Teil mit Absicht des Dichters.

⁵⁵ Nach Neidhart Winterlied Nr. 30: gezwungenermaßen, weil er bei den geilen Tänzen nicht mehr mithalten kann; vgl. oben Anm. 18.

Ein anderer gerne personifizierter Begriff ist ‚Ehre‘. Hier zeigt sich, daß Walther weder ein geschlossenes Terminologiesystem verwendet noch ein geschlossenes Wertesystem propagiert. Im Streit um das ‚ritterliche Tugendsystem‘ hat bereits Curtius (1943/1970) klargestellt, daß Walther kein konsequent durchgehaltenes Güterternar kennt. Bumke (1957/1970, S. 405 f., Anm. 9) hat festgehalten, daß Wernher von Elmendorf mit *êre* lat. *honestum*, aber auch *virtus* ... und *fama* übersetzt. Hier ist zu ergänzen, daß auch bei Walther insbesondere die relative Wertung von *êre* zwischen *gotes hulde* und *quot* von der Stoßrichtung des jeweiligen Gedichtes abhängt: geht es um Gottes Huld gegen weltliche Güter, ist die Anerkennung durch die höfische Gesellschaft (entsprechend Wernhers *êre* für *fama*) weltlich und fällt in den selben Bereich wie *quot*. Außerdem bedeutet, wie vor allem Gottfrieds Tristan zeigt, *êre*, die Anerkennung durch die Gesellschaft, dann kein moralisches Lob, wenn die Gesellschaft unmoralisch ist und daher nur Unmoralische ehrt. Walther wertet daher die in 8,4 begehrten Güter nicht 1., 2., 3., sondern 1, 2a, 2b. Anders sieht die Gliederung aus, wenn es um die Brandmarkung von Egoisten geht: wenn jemanden um des *gotes* willen die Meinung der Gesellschaft und das Urteil Gottes gleichgültig sind, so steht das *quot* allein auf der unteren Stufe: 1a, 1b, 2 sind die Werteebenen in 20,16, 22,18 und 22,33. Das nötigt uns ein Lächeln ab, weil gerade diese in einem Ton stehen, den Walther auch dazu benutzte, für sich selbst *quot* zu fordern (20,31) bzw. falls er es erhielt (25,26), sich überschwenglich zu bedanken (s. o. S. 437). 22,33 differenziert genauer, *lâ dirz niht ze wê sîn nâch dem quote. / lâ dirz ouch niht zunmære sîn*. Hier, in einer Weisheitslehre, wird *Mâze* angerufen. Im Kontext eines Festes, das zeigen die Festschilderungen der Epik, ist *splendor* der Geschenke einer der wichtigsten Wertungsmaßstäbe (dazu bes. Schopf, S. 47 ff.); da auf *mâze* hinzuweisen wäre verfehlt.

In anderem Kontext ist *êre* nicht die tatsächlich von der Gesellschaft erzeugte Hochachtung, sondern der innere Wert, den jemand besitzt, der ehrenwert lebt, also nicht eine Bewertung durch die Gesellschaft, sondern eine Bewertung durch den Dichter, der meint in die Menschen hineinsehen und objektiv urteilen zu können: *einem kinde vil gelîch daz êre hât* meint, daß die *maget* die Tugenden besitzt, die bewirken, daß man ihr Ehre zusprechen muß (74,20). *Êre* ist kein ‚unabgeschlossener Begriff‘, wie Roher (1964/1970) meint, sondern ein Wort für einen bipolaren Begriff, dessen Hemisphären sich in manchen Kontexten gut trennen lassen. Walther verbindet die beiden Bedeutungen von *êre*, wenn er 61,32 feststellt, daß er ihretwegen vieles unterläßt, aber leider sie nicht von anderen zugesprochen erhält (womit er ein ähnliches Urteil über die Gesellschaft *ûf der strâze* abgibt wie Gottfried über die Hofgesellschaft). Und in dieser Situation will Walther eben nicht, wie er 47,36 behauptet hat, sein *swie si sint*.

Walther nutzt die Möglichkeit zu differenzierter Wortverwendung besonders bei *nidere* aus. Die *nideriu Minne* von 46,32 ist nicht der *nider* gewendete *sanc* von 49,25. Wieder anders ist die aktuelle Bedeutung in 83,14 (*Swâ der hôhe nider gât / und ouch der nider an hôhen rât / gezucket wirt, dâ ist der hof verirret*). Ebenso

verhält es sich mit der Schönheit: 92,9 kann die Liebe eine Frau schön machen; 61,8 ist Schönheit mit *mâze* verbunden (allerdings vielleicht mit einem zarten Anflug von Ironie); 59,28 genügen für das höchste Lob einer Frau zwei Tugenden: *schæne und êre*; dabei erscheint nicht nur merkwürdig, daß hier die Schönheit so hoch bewertet wird, sondern daß sie als Tugend bezeichnet wird; und darin liegt auch der Schlüssel für die aktuelle Bedeutung: natürlich ist gemeint, daß Tugendhaftigkeit eine Frau schön macht, nicht daß Schönheit, auch die von 49,25, zu der *niemen sî ze gâch*, eine Tugend sei. *Mâze* fehlt dem Minnenden zwar prinzipiell und überläßt ihn der *Unmâze*, aber die *Unmâze* von 80,19, die Männer wie Frauen, Ritter wie Pfaffen, Junge wie Alte und vice versa gebaren läßt, ist etwas anderes. *Frouwe* kann, wissen wir aus 48,38, *under wîlen* ein höhnendes *zwîvellop* sein, hingegen *tiuret vrouwe unz an daz ort* (63,8), insbesondere wenn sie ihm *vriundinne unde vrouwe* in einer Person ist, wie er ihr *friunt und geselle*. Das *under wîlen*, das für allen Wortgebrauch Walthers zu bedenken ist, ist es, dem wir gerade bei den Schlüsselwörtern mit dem Wortindex in der Hand nur schwer beikommen können. Am besten ist es, wir betrachten die Strophe, in der so ein ‚Schlüsselwort‘ gerade steht, das uns bei ihrer Interpretation helfen soll, aber tatsächlich meist die Schwierigkeiten verursacht, im Kontext des in der Zeit üblichen Problemverständnisses, dem „Kanon verbindlicher Moralbegriffe (oder auch nur: tradierter Fixpunkte, an denen sich die Lehre orientierte)“ (Bumke 1957/1970, S. 416)⁵⁶, und versuchen, ob eine der dort meist zahlreichen möglichen Bedeutungen einem nicht *ze tump* das Problem angehenden Publikum im Zusammenhang der betreffenden Strophe und nur dieser als schlüssig erscheint – in einer anderen Strophe wird das selbe Wort einen anderen Aspekt des betreffenden Problemkreises beleuchten und daher einen anderen Teil des möglichen Bedeutungsfeldes bezeichnen.

WALTHERS MINNEDAMEN

Die prinzipiellen Fragen bezüglich der Damen der Dichter, wie viele ‚Damen‘ wir annehmen sollen und welchen formalen Status sie haben soll(en): ob wir mit einer einzigen allegorischen, der ‚Dame der Dichtung‘, für alle Dichter zusammen auskommen, oder mit einer allegorischen ‚Dame‘ pro Gattung, oder statt einer Allegorie eine Chiffre für ‚den Hof‘, womit wieder ein einziger ‚der Hof der Ritterkultur schlechthin‘, eine symbolische Größe, gemeint sein könnte, also für jedes Gedicht der selbe, oder der Hof gemeint sein soll, an dem der betreffende Dichter gerade wirkt – oder ob es sich gar um Liebesdichtung handeln könne, sind nicht weiter be-

⁵⁶ Bumke entnimmt sie dort einer Zusammenstellung der Tugendbegriffe im Walter von Châtillon zugeschriebenen ‚Moralium Dogma Philosophorum‘, Wernhers von Elmendorf und Thomasins von Zerklare. Bumke geht es um die Interpretation des Wernher-Textes. Für die Interpretation von Walthers Gedichten wären in höherem Ausmaß die Moralbegriffe und Bedeutungen bei den zeitgenössischen Dichtern heranzuziehen.

antwortbar als Mohr es getan hat: „Es wäre bedenklich, die allegorische Interpretation der ‚Dame‘ in Walthers Minnesang allzu weit zu treiben und gar zu behaupten, sie gelte allgemein.“ Während manche Forscher glauben, Dichtung verlange zumindest für zeitgenössisches Publikum klare Verhältnisse, damit man sie adäquat verstehen könne, scheint es tatsächlich gerade umgekehrt zu sein: das Spiel, sich weder zu *versitzen*, wo es richtig wäre, über den Wortsinn hinauszugehen, noch zu *vergên*, wo es richtig wäre, ihn nicht zu verlassen, und sich nicht immer sicher sein zu können, ob die wörtliche Interpretation hinreicht oder zu wenig ist, gehört zum Wesen lustvoller Beschäftigung mit Dichtung, und gerade wenn wir über ironisch-metaphorischen Gebrauch eines Begriffes schmunzeln sollen, ist vorauszusetzen, daß der normale Wortsinn auch in der Dichtung normalerweise vorliegt oder zumindest vorliegen kann, sonst wäre ja der ironische Effekt des uneigentlichen Gebrauches dahin. Wenn es aber ein Spiel sein soll, setzt das voraus, daß verschiedene Ansichten im Einzelfall möglich bleiben müssen, und der *wise man*, der die Kunst in jedem Einzelfall den adäquaten Zugang zu wählen wirklich beherrscht, uns genau so unbekannt ist wie Wolfram. Alles was Mohrs Äußerung prinzipiell überholen will, ist also über das Ziel geschossen. Im Einzelfall die Diskussion aufzunehmen und zu versuchen, ob eine Interpretation, die am Wortsinn sitzen bleibt oder eine die von ihm weiter weggeht intersubjektiv mehr Anklang findet, ist aber in meinem Sinn. Die Formulierung *stirbe aber ich* (oder: *sterbet sie mich*) *sô ist si tô* (72,31) zeigt die Dame des Minnesangs als persönliche Dame und gleichzeitig literarische Figur der Dichtung des einzelnen Dichters, an diesem Punkt denkt sich Walther also die ‚Dame = Dichtung‘ jedes Dichters als dessen persönliche, ebenso wie für Reinmar *mîn frouwe* gegen *ander frouwen* (‚die *frouwen* anderer‘) steht. Aber irgendwie sind die Damen Reinmars und Walthers doch verwandt, und daher war Wapnewskis Eindruck vielleicht gar nicht so falsch, wenn er vermutete, daß Reinmar und Walther die selbe Dame hatten. Daß man in dieser z. B. ‚Herzogin Helene‘⁵⁷ oder ‚die Lyrik‘ sehen kann, dann wieder die konkurrierenden Damen der Lieder der beiden Dichter, mag eine von Walther kunstvoll intendierte Unschärfe sein.

Gerade dort, wo man meint, Walther gebe unbedarftem Publikum eine Nachhilfestunde in Poetik, nämlich 63,32: *Si frâgent unde frâgent aber alze vil / von mîner frouwen, wer si sê* geht es vielleicht weniger um Dichtungsauffassung als um die Suche nach einem Engagement.

Die Probleme sind aber dort nicht weniger, wo es sich keinesfalls um ‚den Hof‘ handeln kann, er auch nicht „mitgemeint“ (Mohr 1966, S. 214) sein kann, weil das Mädchen arm ist: in der nur unscharf abgrenzbaren Gruppe der ‚Mädchenlieder‘. Heinzles ‚Mädchendämmerung‘ stimme ich teilweise zu. Ich stimme voll zu, daß Walthers ‚Mädchen‘ höfisch ist, kein Bauernmädchen. Ich hatte schon 1992 meine

⁵⁷ Diese natürlich nicht konkret als Opfer des Kußraubes; da ist Birkhans Warnung, daß Reimar das wohl nicht wagen durfte, (1971, S. 185) zu berücksichtigen.

Übersetzung von *Nemet, frouwe, disen kranz* (74,20) höfischer formuliert als etwa Hahn, der auch im Kommentar (1989, S. 66) von einer „ländlichen Schönen“ schreibt, wo ich „Mädchen“ sage, und (1996, S. 101 f.) eine schwankende Stellung einnimmt: „Walther hat sie mit großer Wahrscheinlichkeit den ländlichen *puellae, virgines* lateinischer vagantischer Liebesdichtung nachgebildet“, will aber „nicht den Vorrang einer niedrigeren Geburt im Minnewesen demonstrieren, sondern die unabdingbare Voraussetzung von *wîpheit*, die letztlich unabhängig von der Geburt ist.“ Wapnewski gliederte 74,20 am klarsten und machte es, indem er die schon vor ihm von Carl von Kraus gewählte Strophenfolge begründete, zu einem der schönsten in deutscher Sprache. Ob man damit Walther verbessert oder wiederherstellt, weiß ich nicht; es wäre aber schade, diese Fassung abzulehnen, nur weil wir nicht wissen, ob man darüber schreiben soll „Walther-Kraus-Wapnewski“ oder „Walther, rekonstruiert von Kraus-Wapnewski“. ⁵⁸ Wapnewski als guter Philologe hat sich zu zeigen bemüht, daß das Lied in dieser Fassung nicht nur am schönsten ist (vermutlich nicht nur für heutiges Publikum, sondern auch für das Walthers), sondern daß er auch Argumente dafür liefern kann, wieso es Redaktoren leicht möglich gewesen wäre, diesen Text mißzuverstehen, so daß wir seine Strophenfolge doch mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit für die Walthers ansehen können als eine der variierenden Strophenfolgen der Handschriften. Seine Fußnote 30, in der er vorschlägt, [Frouwe:] als erklärende Sprecherinnenbezeichnung zu verstehen, ist wohl die genialste Fußnote der Walther-Philologie und vorbildlich auch darin, daß er durch die vorsichtige Formulierung deutlich macht, daß es sich zwar um eine wohlgeformte Hypothese, aber um nicht mehr (und auch nicht weniger) handelt. Übrigens hat, ebenso auf die Unsicherheit der Hypothese hinweisend, Mohr (1985, S. 222) Wapnewskis Erklärung von [frouwe] als Bezeichnung der Strophe als Frauenstrophe im Archetypus als eigenen „Einfall“ bezeichnet – entweder er übersah Wapnewskis Fußnote, oder er hatte sie zunächst gelesen, dann nicht wiedergefunden und daher für einen eigenen Einfall gehalten. Das ist wohl ein wunderbares Zeichen dafür, wie nahe diese Vermutung liegt, wie vorsichtig mit unseren Vermutungen umzugehen wir aber gelernt haben.

Da der Terminus ‚Mädchenlieder‘ nicht auf einen Ausdruck Walthers zurückgeht, pflege ich auch den Uraltterminus ‚Niedere Minne‘ daneben zu benutzen. Diese beiden Termini stehen zur Auswahl, sind beide unglücklich gewählt, aber bekannt; man weiß, was gemeint ist, und eine Terminologiediskussion ist nicht vorrangig nötig. Am derzeitigen Verlauf der inhaltlichen Diskussion stört mich, daß sie stärker in die Diskussion von ‚Adel‘ abdriftet als die Texte hergeben. Was ‚adellig‘ ist, wissen nicht einmal die Historiker genau, und die Dichter legen auf ihre

⁵⁸ Die Frage, ob man über die Berechtigung der überlieferten Strophenfolge diskutieren muß, die Haustein (1999, S. 67) verneint, geht am Problem vorbei, daß die von Kraus-Wapnewski hergestellte Folge von vielen als schöner empfunden wird als die überlieferten und Wapnewski gute Argumente dafür geliefert hat, wie die Überlieferung eine falsche Strophenfolge hätte herbeiführen können.

Ritterlichkeit Wert, daß sie *ze hove rîten* und daß sie höfisch sind, ohne auszusagen, ob sie adelig sind. Auch Eike von Regow macht nicht klar, wer adelig ist und wer nicht. Die Fiktion der Dichtung geht noch stärker in Richtung Erblichkeit der sozialen Stellung als die gleichfalls stark dahin tendierende historische Praxis: *Swâ man vant deheinen, / der ritter solde sîn // von art der sînen mâge, / diu edelen kindelîn* heißt es im Nibelungenlied (B 26 = Bartsch 28). Aber zur historischen Praxis gehörte es auch, daß diese Dinge kaum schriftlich festgehalten waren und ein Aufsteiger die Vergangenheit nach der gegenwärtigen Realität formen konnte: wenn sein Herr ihm eine Aufwertung zuteil werden ließ, so gestattete er ihm wohl auch die Annahme einer passenden Vorgeschichte. Herrscher führten ihre Ahnenreihe bis zum trojanischen Krieg zurück (oder im Norden auf Sigurd Fafnirstöter), Ritter vermutlich zumindest auf ritterliche Eltern. Bumkes ‚Studien zum Ritterbegriff‘ waren in jener Diskussion Meilenstein, nicht Zielpunkt; ich habe nicht die Absicht, sie hier aufzunehmen, denn bei Walther geht es um anderes: wer im Rate eines Herren sitzend sprechen darf und wer dabei knien muß (28,21), wer sein Recht durchsetzen kann und wer nicht (Atze-Sprüche), wer auf Geschenke angewiesen ist (Walther nicht mehr zur Zeit des 84,14 gemeinten Nürnberger Gerichtstages).⁵⁹ Das *edelvri*, das Kriemhild (Nibelungenlied B 825,1 = Bartsch 828) meint, ist jedenfalls nicht die soziale Stellung, die nötig ist, um die Ehrhaftigkeit des Frouwelins zu garantieren. Ob ein *frouwelîn* unbedingt eine ‚adelige Dame‘ sein mußte, fordert eigentlich nicht der Text zu diskutieren heraus, sondern die preußischen (österreichischen ...) Beamten, die gerne ein ‚Ritter von‘ vor ihrem Namen sahen. Daß das Mädchen nur ein *glesîn fingerlîn* usw. anzubieten hat, paßt zu Wolframs armer Hausmaus usw. (Parzival 184,29 ff.), das Stichwort ‚(arme) Ritter‘ würde mir hinreichen,⁶⁰ ohne ‚Adel‘-Diskussion.⁶¹ Daß der Mann das Mädchen übertreibend als *hêre*

⁵⁹ *Nidere* (in 66,33) stand Walther sozial im Verhältnis zu seinem künstlerischen Anspruch; daß er sich so stilisieren konnte, daß auch er seinen *sanc* in 49,25 *nidere wenden* konnte, wenn er ein immerhin sich (wenn auch aus natürlicher Schamhaftigkeit) höfisch gerierendes Mädchen adressierte, zeigt, daß er sich nicht am unteren Ende der bei Hof akzeptierten Skala fühlte. Aber es gibt viele Möglichkeiten der Differenzierung zwischen *nidere* und *hō*: welche Ratgeber eines Herren beim Ratgeben die Knie beugen müssen und welche im Sitzen sprechen dürfen (28,21), wäre ein originelles Diskussionsthema. Daß man Rat des *edeln* Landgrafen (nicht mehr Hermann, sondern Ludwig) 85,17 durch *hübscheit* wird, also für die Qualifikation zum Ratgeber in der poetischen Fiktion das höfische Benehmen, nicht der Stand (*er sî dienstman oder vri*) zählt, sagt nichts über Walthers Position, denn er spricht weder seine eigenen soziale Stellung an noch sagt er, daß er selbst an einer Ratsversammlung Ludwigs teilnehmen könnte (auch wenn ein Dichter, wie Walther 10,17, dem Kaiser via ‚Botenstrophe‘ einen ‚Rat‘ poetisch-öffentlich erteilen darf, beweist das nicht, daß er auch in einer förmlichen Ratsversammlung sprechen dürfte). *Edel* sind bei Walther nur Fürsten und die allegorische Minne als *edeliu küneginne* (40,35).

⁶⁰ Manchmal werden die *armen ritter* den von Mohr (1957) aufgespürten *milites captivi et cruce signati* entsprechen (auch wenn seine Quelle tatsächlich Kreuzfahrer und nicht als mittellose bezeichnete meinte; Mohr hat oft, auch wo er im Detail irrte, das prinzipiell Richtige gesehen), aber nicht immer. Auch Wolfram, der sich l. c. als seßhaft mit eigenem Herd stilisiert, kann als

frouwe angeredet hätte, und sie es ihm naiverweise glaubte, nehme ich nicht an, gerade weil ich sie mir nicht zu bäurisch vorstelle. Sonst fiele sie mir zu sehr unter die Gruppe, von der Andreas Cappellanus sagt: „Frauen freuen sich meistens, wenn sie gelobt werden, und alles was ein Lob für sie zu sein scheint, glauben sie leicht und unter allen Umständen, vor allem nichtadelige und **bäuerliche**.“ Wenn das Mädchen die hyperbolischen Begrüßungen durch den ihr plump schmeichelnden Sänger, der sie CB 77 als Blanziflor und Helena, schließlich als Göttin Venus selbst anredet, mit den höchsten Bildern, mit denen man eine Frau preisen kann, so hoch, daß sie auch von der Marienlyrik benutzt werden,⁶² tatsächlich glaubte, würde das Mädchen lächerlicher erscheinen als man Walther zumuten kann. Und wenn das Mädchen wirklich eine *hêre frouwe* wäre? Abgesehen davon, daß sie dann nicht so leicht allein zum Redenzvous in den Wald gelangen könnte, würde das Aussprechen der hohen sozialen Stellung einen Stolz zeigen, der dem bescheidenen Mädchen wohl fremd sein soll. Daher möchte ich unter allen Umständen für *hêre frouwe* die Deutung „heilige Maria!“ retten. Die Parodie der Verkündigung Mariae im Lied 157 der Carmina Burana *Cur salutas virginem / quae non novit hominem / ex quo fuit nata?* ist kein direktes Vergleichsstück, zeigt aber doch, daß der Gruß an die Himmelsjungfrau an entsprechender Stelle eingebaut werden konnte. Die Gegenmeinung wurde mit Hinweis auf Walthers Sprachgebrauch begründet: Heinzle untersuchte ähnliche Ausrufe Walthers, mit dem Ergebnis, daß sie immer an *herre got* adressiert sind (z. B. *hêrre, waz si flüeche liden sol* 73,5), nie an Maria. Das ist ein gutes Argument, aber m. E. nicht so stark wie die oben angeführten Bedenken, die es mir unmöglich erscheinen lassen, *hêre frouwe* auf das Mädchen zu beziehen – weder aus dem Mund des *friedel* noch aus ihrer eigenen Vorstellung. Ich überlege also: die von Heinzle beigebrachten Ausrufe legt Walther allesamt Männern in den Mund. Was, wenn Walther so humorvoll gewesen wäre, den Ausruf für das Mädchen ins Weibliche zu transferieren und statt ‚*hêrre got*‘ ‚*hêre frouwe*‘ rufen zu lassen? Walther selbst redet Maria mit *frouwe* an: im Leich (4,34; 5,14 und als *süeze himelfrouwe* 5,26); ansonsten *vil hôchgeloptiu frouwe süeze* (36,21) und *daz hilf mir, frouwe, hie besorgen* (148,7). Dieser Lösungsvorschlag sieht wie ein Reichert'scher Scherz aus, vielleicht findet jemand einen besseren, aber *hêre frouwe* als Selbstbezeichnung paßt nicht in die feine, bescheidene Art des höfischen Mädchens. In Zeile 4 ist das *ich* unbetont: *wárt* und *empfangen* tragen den Ton. Und in der durch ihre Kürze hervorgehobenen Zeile 5 soll Egozentrik herrschen? Bennewitz hat Recht, wenn sie (1989, S. 239 ff.) betont, daß es unmöglich ist, die Gruppe der ‚Mädchen-

armer ritter verstanden werden, auch wenn man ihm nicht mit Mohr (1957, S. 132) eine Art Reporterrolle zudenkt.

⁶¹ Daß der Verehrer nur dann auf den niederen Stand der Dame hinweisen darf, wenn es, wie bei Andreas Cappellanus, ironisch gemeint ist, hat Ranawake 1983, S. 142 herausgearbeitet.

⁶² Wenn plumpe Schmeichelei eine Frau aufs Höchste lobt, sind die Epitheta zwangsläufig identisch mit den für Maria benutzten. Eine Beeinflussung des Minnesangs durch die Marienlyrik kann man durch den Nachweis dieser Parallelen also nicht erbringen.

lieder‘ genau einzugrenzen, und Ranawake (1983, S. 110) damit, daß keine „revolutionäre“ Anschauung übrig bleibt (soferne man dabei an sozial-revolutionär denkt⁶³ – literarisch revolutionär war Walther). Ob das Liebeserlebnis des Mädchens „frauenspezifisch“⁶⁴ ist, bzw. ob Walther sich in es einfühlen wollte und konnte, kann ich als Mann nur beurteilen, indem ich Frauen befrage, ob sie sich ein weibliches Ich vorstellen könnten, das so reagiert. Daß es eine männliche Wunschvorstellung abbildet, bejahen die von mir befragten Männer, auch ich selbst. Bennewitzs „**einzig und allein** die Projektion männlicher Wunschvorstellung“ (1989, S. 246) erscheint mir dagegen durch meine ‚Umfrage‘ergebnisse bei Frauen⁶⁵ nicht gerechtfertigt. So selbstverständlich „frauenspezifisch“ ist 49,25 nicht, da hat Bennewitz Recht; ich formulierte (Reichert 1998, S. 88): „Das Mädchen ausplaudern zu lassen, was die Nachtigall verschwieg,⁶⁶ und sich noch dazu unter dem Schutze der Anonymität die ganze Gesellschaft in Gestalt des Spaziergängers vom Mädchen herbeiwünschen zu

⁶³ Das Motiv der Gleichheit im Tode (22,3) ist in mittelalterlicher Buß- und Einkehrliteratur häufig; diese wendet sich an den Adel, widerspricht nicht der Ansicht, daß Gott bestimmte, wer Herr und wer Knecht sein solle, und ist nicht revolutionär (Ladenthin 1983). In Walthers Tierreich werden *künege* und *reht* von den Tieren gewählt; in der Realität auch der König der *tiuschen zunge* von einer Fürstenversammlung, also erhebt Walther keine revolutionären Forderungen sondern verweist auf Tatsachen (Beutin 1989). Der Wahl durch die Fürsten widerspricht in Walthers Augen anscheinend nicht *got gibet ze küenege swen er wil* (12,30). Besonders empfehlen würde sich diese Deutung, falls man mit Hofmeister (1995, S. 167 f.) diesen Satz als sprichwortartig auffassen könnte. „Die Kür der Fürsten als realer Vorgang kann das Wirken Gottes durchaus einschließen“ (Schulze 1978, S. 209). Der Draht Gottes zu den Fürsten ist bei Walther immer besser als der zum Klerus. Aber selbst wenn wir Abweichungen Walthers von mittelalterlichem Schrifttum diagnostizieren könnten, wäre er seinen Zeitgenossen vielleicht nicht revolutionär vorgekommen: die Unübersteigbarkeit von Klassenschranken im Mittelalter entnehmen wir theoretischen Werken; die Praxis, daß Ausnahmen möglich waren, wird uns nur bisweilen faßbar, wohl weil nicht sein kann was nicht sein darf. Kein Historiker wird heute noch behaupten, Walther müsse lehensfähig geboren sein, wenn er ein Lehen von Friedrich II. erhielt. Der Kaiser hatte selbstverständlich die Macht, darüber hinwegzusehen, und mit dem Augenblick der Belehnung war Walther es auch. Daß er für viele vermutlich auch nachher als Parvenü galt, ist eine andere Sache; daß gesellschaftliche Schranken durchbrochen wurden, wurde sicher nicht gerne gesehen, aber geschehen ist es eben bisweilen. Wie oft lesen wir, daß ein Kind der ‚ärgeren Hand‘ folgt, und stoßen uns nicht daran, daß der Bastard Wilhelm König von England wurde?

⁶⁴ Diesen Ausdruck führt Bennewitz (1989 S. 246) in die Diskussion ein, um sich davon zu distanzieren. Soweit sie sich damit gegen extreme Deutungen wendet, die etwa in dem weiblichen Ich dieses Liedes eine Art Goethesches ‚Gretchen‘ sehen, mit Recht; allerdings: soll man den Terminus ‚frauenspezifisch‘ überhaupt für eine literarische Figur verwenden?

⁶⁵ Diese wurden ohne Zuziehung von Meinungsforschern, Statistikern usw. gewonnen und sind daher anfechtbar; aber wertlos sind die Aussagen in spontanen Publikumsbefragungen, an Frauen vergebenen Seminararbeiten usw. nicht.

⁶⁶ Eine Angst des Mädchens, die Nachtigall könnte doch plaudern, die Edwards (1996, S. 17) aus anderen Liedern auf das Lindenlied überträgt, sehe ich im Lindenlied nicht. Das *mac wol getriuwe sîn* ist den zahllosen Fällen von ironischem understatement im Mittelhochdeutschen ähnlicher: Walthers Mädchen ist sich der Verschwiegenheit der Nachtigall absolut sicher.

lassen, kann nur einmal gelingen.“ Wenn man diese Frage gründlich diskutieren wollte, müßte man die Fragestellung verfeinern, nämlich ob Walther, falls hier „einzig und allein“ eine „männliche Wunschvorstellung“ gestaltet sei, intendiert hätte, daß das Publikum es bemerkt, oder selbst ihr Opfer gewesen sei. Daß Publikum es tatsächlich bemerkt hätte, auch weibliches, ist vor dem ausgehenden 20. Jahrhundert nicht überliefert; ich halte daher die Deutung von 1989, daß einzig und allein eine solche vorliegen soll, für zeitgebunden.

Daß Wapnewski die ‚Mädchenlieder‘ als „pastourellenartig“ bezeichnet, kann man deutlicher oder weniger deutlich ablehnen, je nachdem wie große Ähnlichkeit man dem *-artig* entnehmen zu müssen glaubt; unbestreitbar ist, daß er die Gemeinsamkeiten überbetont. Wenn man, wie Heinzle, als wesentlich für die Pastourelle ansieht, daß das Mädchen ein „Landkind“ (Wapnewski 1975, S. 143; dagegen Heinzle 1997, S. 147) ist, ist die völlige Ablehnung des Terminus gerechtfertigt, weil Walther keine Standeszuordnung ausspricht, und schon gar nicht in Richtung *pastor*. Wapnewski formulierte (1975, S. 151): „Schon mit ihrem ersten Erscheinen trägt die Pastourelle als Gattung den Keim zu ihrer Selbstaufhebung in sich. ... Die erste provenzalische aber wie die erste deutsche Pastourelle zerstören dieses Schema. Die eine hebt bei solcher Konstellation die Liebesbegegnung, die andere die Standesnennung auf.“ Wenn man nur das „Land“ streicht und ‚einfaches Kind‘ sagt, kann man von der Position Wapnewskis inhaltlich weiterhin verteidigen, was mir wesentlich und richtig erscheint.⁶⁷ Sozial niedere Personen gab es auch bei Hofe, im *ingesinde* eines Herrn (z. B. Walther beim Landgrafen). Daß es gar keine Unterschiede zur Hohen Minne geben soll und diese Lieder alle der ‚Hohen Minne‘ einzureihen sind, ist eine übertriebene Gegenposition: das *dû* der Anrede, sofern das Mädchen vom Sänger angesprochen wird und der Hinweis auf Armut (wenn dieses Thema berührt wird) schaffen eine Trennung von den Liedern der Hohen Minne, die allerdings insofern undeutlich ist, als manche Lieder keinen dieser kennzeichnenden Unterschiede nennen, aber trotzdem im Ton mehr diesen gleichen als den Liedern, in denen eine *frouwe* mit *ir* angesprochen wird. Ballspiel war sicher auch ein Vergnügen sozial hochgestellter Mädchen; aber an die *strâze* (39,1) durften adelige Mädchen dazu nicht. Daher hatten sie nicht einmal Gelegenheit, ihren roten Mund zu einem Walthers Sänger treffenden spöttischen Lachen zu verziehen (51,37). Weder Kriemhild im Nibelungenlied darf das noch die in diesem Punkt stärker der Realität entsprechenden Prinzessinnen, die in den Entführungsschwänken der Thidreks saga in ausgesucht weiblicher Gesellschaft vom Vater im Turm quasi gefangen gehalten werden, damit er für den Fall es für ihn politisch notwendig würde, einen Schwiegersohn zu haben, für diesen eine garantiert jung-

⁶⁷ Die Wahl von Terminologien ist nur eine Frage der Ratsamkeit, die Inhalte sind eine der Richtigkeit. Pragmatisch gesehen ist sicher die offene Vorgangsweise von Edwards 1996 von Vorteil, dem für die inhaltliche Definition zunächst „ein Treffen im Freien von zwei (Haupt)personen, das mit einem erotischen Vorhaben verknüpft ist“ (S. 1) reicht. Die Genauigkeit der Vorgangsweise von Kasten 1996 geht über das hinaus, was die Quellen fordern.

fräuliche Tochter parat hat. Die soziale Stellung deutet Walther also an. Die Frage, was für die soziale Trennung in *hōch* und *nidere* relevant ist, die uns mehrfach begegnet ist, ist für Mädchen vermutlich so zu beantworten, daß die hohen nur *nicht eine*, wie in 46,10, die Gesellschaft erfreuen dürfen. Die niederen finden leichter Gelegenheit, sich der *huote* (die freilich auch in niederem Milieu vorhanden ist, aber eine Mutter ohne Dienstpersonal kann die Augen nicht überall haben) zu entziehen, wie Walthers Mädchen und dem Mädchen von Carmina Burana 163a, das mit ihm wohl verwandt ist, auch wenn es *loricundeie* statt *tandaradei* singt.⁶⁸ In CB 185 (*Ich was ein chint so wolgetân*) ist das Mädchen offensichtlich naiv und wird von einem *ungetân*, der wie ein fahrender Klosterschüler-Musiker oder dergleichen gezeichnet ist, unter einer Linde gekonnt verführt und schmählich sitzen gelassen. Das ist von der Situation her eine richtige Pastourelle, obwohl das Mädchen keine Schäferin sein muß; sie geht zum Blumenpflücken allein auf die Wiese, was jedem nicht hochadeligen Mädchen gegen die *huote* der Mutter gelingen kann; aber daß ihm der fahrende Schüler offensichtlich imponiert, läßt im Publikum eher die Vorstellung von bildungsfernem ländlichem Milieu der schwäbischen *pastorella* von CB 79 entstehen, ohne diese auszusprechen. Die *linde wolgetân / non procul a via*, und nicht nur diese, erinnern deutlich an Walthers Lindenlied. Meist sagt man, Walther habe die Gattung verfeinert (Carl von Kraus 1935, S. 133; Edwards 1996, S. 12 setzt CB 185 ins 12. Jh.); ich lese CB 185 lieber als Parodie auf Walthers Lindenlied. Beweisbar ist die Richtung der Abhängigkeit nicht. Auf jeden Fall ist die Parallele auffällig und irgendein Zusammenhang zwischen den beiden Liedern sicher. Einzelne Motive des Lindenlieds treten zwar auch in anderen Liedern der CB auf, aber in keinem Lied so viele zusammen wie in CB 185: daß auch hier das Mädchen spricht, daß das Geschehen unter einer Linde stattfindet, daß der hinführende Weg genannt wird, daß das Mädchen das Erlebnis genießt (*bene venabatur*). Entweder Walther hat aus der Pastourelle etwas anderes gemacht oder die Parodie konnte das Lindenlied in eine Pastourelle verwandeln: irgendetwas Pastourelleartiges müssen doch auch Zeitgenossen im Lindenlied gesehen haben. Die von Bennewitz (1989) als Argument gegen eine Gruppe ‚Mädchenlieder‘ angeführte Tatsache, daß jeder Interpret die Grenzen zwischen ihnen und der ‚Hohen Minne‘ anders zieht, spricht dafür, fließende Übergänge und Unschärfe für ein Charakteristikum der Grenze zwischen diesen beiden Gruppen von Liedern anzusehen, aber doch von zwei Gruppen zu sprechen. Diese Unschärfe widerspricht Walthers programmatischer Äußerung, nach einer ‚hohen‘ eine ‚niedere‘ und jetzt wieder eine ‚hohe‘ Dame zu verehren; im Scherz: er scheidet seine ‚Damen‘ deutlicher als die literarischen Stile. Heinzle (1997) berührt einen interessanten Aspekt: durften die erotischen Gefühle sozial hochstehender Damen in der Fiktion der Dichtung ausgedrückt werden? Sie durften, aber man zeichnet sie nicht untermals allein Blumen

⁶⁸ Diskussion der möglichen in der Forschung vertretenen Abhängigkeiten bei Edwards 1996, S. 8.

pflückend, sondern heimlich, nachts, wenn die bestellte *huote* und die selbsternannten *merkære* schlafen, vom Ritter unter Lebensgefahr in der Kemenate aufgesucht, im Tagelied.⁶⁹

WAS WILL WALTHER VON SEINEM PUBLIKUM?

Als Beispiel für die Frage, was Walther durch seine Dichtung beim Publikum erreichen will, wähle ich die ‚Elegie‘. Mundhenk (1993), der meint, sie sei möglicherweise nicht von Walther, kann ich nur als Persiflage auf Echtheitsdiskussionen lesen: natürlich ist die Elegie von Walther. Der Name ‚Elegie‘ ist schlecht, ich behalte ihn trotzdem bei, wie Hoffmann (1968) und andere. Sie ist Aufruf zur Kreuzzugsteilnahme. Inhaltlich ist die antipäpstliche Haltung zum Kreuzzug, der nicht zum vom Papste gewünschten Termin durchgeführt wurde, deutlich: *ez ist iuwer* (der Ritter) *dinc*.⁷⁰ Der Kreuzzug ist Angelegenheit der Ritter, die vom Kaiser angeführt werden; Friedrich II. hatte zwar dem Papst gelobt, einen Kreuzzug durchzuführen, aber trotzdem ist für Walther der Papst nicht Oberkommandant, also kann der Kaiser den Aufbruchstermin bestimmen. Das Aufrufhafte habe ich betont in meiner Anordnung der letzten Zeilen der Elegie (Reichert 1998, S. 188). Wiederholt man gegen die Hs. (C) die letzte Zeile, wird der Text weinerlich; ich lasse den Text unangetastet und verteile ihn nur, da der Rhythmus Walthers sicher freier war als viele glaubten, anders auf die letzten Zeilen: da wir über Pausentechnik im Vortrag nichts wissen, können wir mit *wol* eine Halbzeile füllen. Der Aufruf wird deutlich, indem man das positive *wol* hervorhebt:

Möhte ich die lieben reise gevarn über sê,
sô wolte ich denne singen ,wol‘
*unde niemer mër, ouwê‘.*⁷¹

Das Reimschema ist nur scheinbar gestört, denn jede Strophe besitzt eine reimlose Zeile; in den ersten beiden ist es die letzte Zeile mit *wê*, die letzte Strophe muß gerade dieses als Schlußwort haben und bekommt daher das Reimwort *sê* in der drittletzten Zeile; die vorletzte bleibt reimlos. Daß Walther am Strophenschluß in der letzten Strophe das Schema ändert, kennen wir sonst nur aus 73,23, seiner ‚Liebeserklärung‘ an die *Hiltegunde* des Walther der Walthersage. Die beiden Fälle sind nicht vergleichbar, weil in 73,23 in der letzten Strophe die Schlußzeilen ver-

⁶⁹ Absolut sicher funktioniert *huote* nie; gute Aussicht auf Erfolg hat sie nur, das hat Chrestien drastisch in den Schlußversen des Cligés ausgedrückt, mit Hilfe verschnittener Haremswächter.

⁷⁰ Der Versuch von Volkmann (1987), die *unsenften brieve* nicht auf päpstlichen Bann gegen Friedrich zu beziehen, sondern auf die vom Papst in Briefen von 1218/19 geschilderte schlimme Lage im heiligen Land, ist abzulehnen: daß Walther einem Kreuzzugsaufruf Nachdruck verlieh, indem er die Aufforderung des Papstes zitierte, ist höchst unwahrscheinlich.

⁷¹ Anscheinend meinen 1992 publizierten Vorschlag aufgenommen hat Spechtler (1996, S. 227), indem er schreibt *über sê, / sô wolte ich denne singen wol, / und niemer mër ouwê*.

dreifacht werden, aber beides sind Einzelfälle, und wenn man zugibt, daß 73,23 Einzelfall ist, darf man die oben gewählte Form des Schlusses der Elegie nicht ablehnen mit dem Argument, es wäre ein Einzelfall (was sie übrigens auch in der Fassung mit verkürzter letzter Strophe, die ich für ganz unmöglich halte, oder mit der üblichen Verdoppelung des Refrains wäre).

Der Aufrufcharakter der ‚Elegie‘ wurde verschiedentlich begründet; besonders von Haubrichs (1977), dem ich voll zustimme, auch in der Rekonstruktion des ‚Palästinaliedes‘ und daß auch dieses eine politische Funktion zugunsten Friedrichs zu erfüllen hat; allerdings kann ich mir nicht vorstellen, daß es, wie Haubrichs (und zustimmend Nolte 1991) annimmt, erst nach der Krönung Friedrichs zum König von Jerusalem entstand. Hahn (1996–99, Sp. 691) fragt, eine Meinungsdivergenz zwischen Haubrichs und Nolte zur Frage umformend: „Spricht es (das Palästinalied) in der Rolle Friedrichs?“ Ich stelle mir einen anonymen Ritter als ‚Ich‘ des Palästinaliedes vor, aber auch der Kaiser kann sich in dieser Rolle denken (in der Fassung von A, die ich im Strophenbestand für die einzige originale halte). Die Situation des Liedes scheint unmittelbar bei der Ankunft im heiligen Land zu sein, und doch eher vorweggenommen (schon vor der Abreise der Kreuzfahrer gedichtet) als erst nach dem Höhepunkt des Kreuzzugs, dem Einzug in Jerusalem, entstanden.

WOLLTE WALTHER UNS ALS PUBLIKUM?

Des or comancerai l'estoire / qui toz jorz mes iert an memoire / tant con durra crestiantez / de ce s'est Crestiens vantez. („Ich werde die Geschichte beginnen, die alle Tage im Gedächtnis bleiben wird, so lange die Christenheit besteht. Dessen hat sich Christian gerühmt.“) Dieses Wortspiel stellt Chrestien an den Schluß seines Erec-Prologs (v. 23–26), und er sagt damit, daß er auch uns zu seinem Publikum rechnet. Außer nach Honorar und Applaus schielte er nach ewigem Ruhm. Daß man heute sein Französisch nicht mehr versteht, daß man die Gliederung der Gesellschaft nicht mehr kennen wird usw., war ihm sicher nicht bewußt. Sicher haben wir es bei der Interpretation seiner Werke viel schwerer als er geträumt hätte. Aber sind Forscher prinzipiell auf dem falschen Weg, wenn sie trotz des Wunsches des Dichters nach ewigem Ruhm mit der Möglichkeit rechnen, daß Chrestien einem Fest Heinrichs II. in Nantes beiwohnte und es in Erecs Krönungsfest in Dichtung umsetzte? Chrestien hatte vermutlich für bevorzugtes Publikum, wie Teilnehmer an diesem Fest oder für Kenner der Situation zwischen Heinrich II. und irgendwelchen Landesherrn, die klug genug waren, sich ihm zu unterstellen, eine zusätzliche Gelegenheit zum Lächeln vorgesehen. Ich denke dabei z. B. an das Fest von 1169, bei dem Heinrich die Adligen der Bretagne seinem Sohn Geoffroy den Lehnseid leisten ließ (Reichert 1997, S. 283). Solche Untersuchungen sind notwendig. Wir dürfen aber getröstet sein, daß wir nicht die Kernaussagen des Werkes missen, weil wir nicht wissen, ob das Fest, auf dem Erec gekrönt wird, einem bestimmten Hofest im Bereich der Plantagenets nachgebildet ist.

Auch Walther hatte Publikum im Sinn, das nicht ihm persönlich zuhörte. Die „Annäherungen an das Allgemeine, das im Einzelfall sichtbar wird“ (Ehnert 1976, S. 299) verstehe ich vor allem als Bestreben, über den aktuellen Anlaßfall hinaus berühmt zu bleiben. Daß sein Klausner berühmt blieb, registrierte Walther selbst, und intendierte das wohl schon, als er ihn erfand. Seine eigene Lebenszeit hat er sicher nicht als Grenze der Wirkung gedacht (was impliziert, daß es schon zu seinen Lebzeiten zu schriftlichen Aufzeichnungen von denjenigen seiner Gedichte kam, die er dessen wert erachtete). Trotzdem sind es bei Walther nicht nur unwesentliche Nebenbemerkungen, wie in Chrestiens Erec, durch die er informiertes Publikum in einen bevorzugten Status versetzt. Es ist daher wichtig, daß wir uns bemühen, so viel wie möglich an historisch-politischem und literarisch-konkurrenzhaftem Hintergrund zu klären. Aber nicht vergessen sollen wir, daß ein Großteil der Wirkung auch dann erzielbar ist, wenn man über die kritisierten Umstände nicht besser Bescheid weiß als heutiges Publikum kabarettistischer Radiosendungen über aktuelle Politik. Auch im Kabarett ist man bereit, zu lachen und zu applaudieren, wenn man nicht genau weiß, welchen Hintergrund eine Pointe hat, aber erkennt, daß die Spitze scharf ist. Wenn es klar scheint, wann wir lachen sollen, und ob das Lachen gequält oder gutmütig sein soll, weil die sprachlichen Bilder entsprechend reizen, ist unwichtig, über wen. Politisch informierte Zeitgenossen waren bevorzugt angesprochenes Publikum, insbesondere wenn sie Walther zuhörten und nicht jemand aus einer Handschrift vorlas, der die Texte nicht von Walther selbst gehört hatte; aber auch uninformiertes Publikum wie uns hat Walther nicht absichtlich aus dem Rezipientenkreis seiner Gedichte ausgeschlossen. Auch daß Walther die wesentlichsten Ironiesignale so einbaute, daß sie ohne den hilfreichen Stimmtön gar nicht erkennbar waren, nehme ich aus dem selben Grund nicht an (ich widerspreche der pessimistischen Haltung von Nolte 1998, S. 360 f., nicht prinzipiell, aber graduell). Das heißt natürlich nicht, daß Walther die Schwierigkeiten ahnen hätte können, vor denen wir tatsächlich stehen, aber prinzipiell gleichgültig waren wir ihm nicht.

Ein Fragenkreis, bei dem wir als Lehrer glauben mitreden zu können, ist, ob wir Walthers Erziehungsideal folgen könnten. Doch da entzieht er sich zunächst dem Zugriff: *nieman kan mit gerten / kindes zuht beherten. / den man zêren bringen mac, / dem ist ein wort als ein slac* (87,1) widerspricht 23,26, daß *swer den besmen spar, / daz der den sun versûme gar*. Um die beiden Stellen zu harmonisieren, müssen wir annehmen, daß es viele gibt, die man nicht zu Ehren bringen kann und die daher zu schlagen sind. Was Walther durch die Erziehung erreichen wollte, war law and order; hiezu empfiehlt er uns nirgends das Gegenteil. Wenn er selbst von sich sagt, daß die *Mâze* zögert, sich ihm zu nähern, so gehört das zur Definition von Minne, die bekanntlich die Menschen verrückt macht, also im Minnesang per definitionem *Mâze* keinen Platz hat (weder in der hohen noch in der niederen Minne; dazu oben S. 463); aber außerhalb dieses Zustandes der Verrücktheit gelten bei Walther dafür besonders strenge Gesetze. Daß Dichter für Strenge in der Kindererziehung eintraten,

war auch im 13. Jh. nicht selbstverständlich: Rudolf von Ems (Willehalm von Orlens 2748 ff.) läßt den Prinzen Willehalm und zwölf für den gleichzeitigen Unterricht ausgesuchte Edelknaben *sunder slege und âne drô* Lateinunterricht erhalten. Auch Wolframs junger Parzival wird nie von einem erziehenden Schlag getroffen. Gottfrieds Tristan lernt im 7. Lebensjahr die Sorgen und den Zwang der Bücher kennen; er ist zwar aus freien Stücken an den Unterrichtsinhalten interessiert und entgeht dadurch schlimme Folgen, aber Freude und Freiheit sind doch zunächst dahin (Tristan 2078 ff.), und als Normalfall der Erziehung sieht Gottfried den Zwang an, auch wenn er meint, daß dieser *maneger jugent schaden tuot*. Wir sind daher so weit informiert, daß wir nicht Walthers Erziehungsideal für das ‚der Zeit‘ nehmen müssen sondern ihn mit den Idealen anderer Dichter konfrontieren können, und stellen fest: seines entspricht weniger dem unserer Zeit als das mancher seiner Kollegen.

Wir können uns nicht vorstellen, daß es einmal zu einem bedeutenden literarischen Werk keine Fragen mehr gäbe, weil schon alle geklärt oder für unklärbar erklärt sind; wir finden neue und finden sie ebenso wichtig wie die alten. Wir sind in vielem anderer Meinung als Lachmann, Willmanns, Paul, Burdach, Carl von Kraus oder Wapnewski, und auch untereinander uneins. Daß wir uns trotzdem darin einig sind, daß Walthers Gedichte tiefen Eindruck machen, zeigt, daß er sich darauf verstand, auch auf schlecht informiertes Publikum zu wirken.

LITERATUR

Abgekürzt zitiert:

- Bein: Walther von der Vogelweide, Textkritik und Edition, hg. Thomas Bein, Berlin 1999.
 Beyschlag: Walther von der Vogelweide, hg. Siegfried Beyschlag (WdF 112), Darmstadt 1971.
 Brunner: Horst Brunner u. a., Walther von der Vogelweide: Epoche – Werk – Wirkung (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte), München 1996.
 BUB: Urkundenbuch zur Geschichte der Babenberger in Österreich, Publikationen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Reihe 3, Wien, 1950 ff.
 Fromm: Der deutsche Minnesang. Aufsätze zu seiner Erforschung, hg. Hans Fromm (WdF 15 und 608), Darmstadt Bd. 1 1966, Bd. 2 1985.
 Mück: Walther von der Vogelweide. Beiträge zu Leben und Werk. Günter Schweikle zum 60. Geburtstag, hg. Hans-Dieter Mück (Kulturwissenschaftliche Bibliothek 1), Stuttgart 1989.
 Müller – Worstbrock: Walther von der Vogelweide. Hamburger Kolloquium 1988 zum 65. Geburtstag von Karl-Heinz Borck, hg. Jan-Dirk Müller – Franz J. Worstbrock, Stuttgart 1989.

*

- John A. Asher, Das ‚Traumglück‘ Walthers von der Vogelweide. In: Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters, FS Hugo Moser, Berlin 1974, S. 60–67.
 Ricarda Bauschke, Rez. von Bein 1999. In: ZfdA 130 (2001), S. 348–353.
 Ricarda Bauschke, Die ‚Reinmar-Lieder‘ Walthers von der Vogelweide. Literarische Kommunikation als Form der Selbstinszenierung (GRM Beiheft 15), Heidelberg 1999.
 Ingrid Bennewitz, ‚vrouwe/maget‘. Überlegungen zur Interpretation der sogenannten Mädchenlieder im Kontext von Walthers Minnesang-Konzeption. In: Mück 1989, S. 237–252.
 Karl Bertau, Versuch über Wolfram. In: Karl Bertau, Wolfram von Eschenbach. Neun Versuche über Subjektivität und Ursprünglichkeit in der Geschichte, München 1983, S. 145–165.

- Wolfgang Beutin, ‚im dienent kristen juden heiden‘. Das Gleichheitspostulat im Spruch L. 22,3ff. In: Mück 1989, S. 299–314.
- Siegfried Beyschlag, ‚Herzeliebe‘ und ‚Maze‘. Zu Walther 46,32. In: Beyschlag 1971, S. 210–229.
- Helmut Birkhan, Reimar, Walther und die Minne. In: PBB West, 93 (1971), S. 168–212.
- Helmut Birkhan, Altgermanistische Miscellen „aus funfzehen Zettelkästen gezogen“. In: FS Otto Höfler, hg. Helmut Birkhan (Philologica Germanica 3), Wien 1976, S. 15–82.
- Karl Bosl, Geschichte, Gesellschaft, Politik. In: Stauferzeit. Geschichte, Literatur, Kunst, hg. Rüdiger Krohn, Bernd Thum, Peter Wapnewski (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten 1), Stuttgart 1978, S. 11–27.
- Horst Brunner, Metrik – Strophenformen – Melodien. In: Brunner 1996, S. 43–73.
- Joachim Bumke, Die Auflösung des Tugendsystems bei Wernher von Elmendorf (1957). In: Ritterliches Tugendsystem, hg. Günter Eifler (WdF 56), Darmstadt 1970, S. 401–421.
- Joachim Bumke, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert (Beihefte zum Euphorion 1), Heidelberg ²1977.
- Joachim Bumke, Mäzene des Mittelalters, München 1979.
- Joachim Bumke, Höfische Kultur, München 1986.
- Joachim Bumke, Die Blutstropfen im Schnee. Über Wahrnehmung und Erkenntnis im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach (Hermaea N. F. 94), Tübingen 2001.
- Christoph Cormeau, Tradierte Verhaltensnormen und Realitätserfahrung. In: Deutsche Literatur im Mittelalter, Hugo Kuhn zum Gedenken, hg. Chr. Cormeau, Stuttgart 1979, S. 276–295.
- Christoph Cormeau, Thomasin von Zerkläre. In: ²VL Bd. 9, 1995, Sp. 896–902.
- Ernst Robert Curtius, Das ‚ritterliche Tugendsystem‘ (1943). In: Ritterliches Tugendsystem, hg. Günter Eifler (WdF 56), Darmstadt 1970, S. 116–145.
- Cyril Edwards, Von Archilochos zu Walther von der Vogelweide. In: Cyril Edwards, Lied im deutschen Mittelalter, Tübingen 1996, S. 1–25.
- Trude Ehlert, Konvention – Variation – Innovation. Ein struktureller Vergleich von Liedern aus „Des Minnesangs Frühling“ und von Walther von der Vogelweide (Philologische Studien und Quellen 99), Berlin 1980.
- Rolf Ehnert, Möglichkeiten politischer Lyrik im Hochmittelalter. Bertran de Born und Walther von der Vogelweide, Bern 1976.
- Manfred Eikelmann, Denkformen im Minnesang: Untersuchungen zu Aufbau, Erkenntnisleistung und Anwendungsgeschichte konditionaler Strukturmuster des Minnesangs bis um 1300 (Hermaea N. F. 54), Tübingen 1988.
- Edward G. Fichtner, Rîmoldes rât. In: Monatshefte für deutschen Unterricht 59 (1967), 320–324.
- Gerhard Hahn, Walther von der Vogelweide *Nemt, frowe, disen kranz* (47,20). In: Interpretationen mittelhochdeutscher Lyrik, hg. Günther Jungbluth, Bad Homburg 1969, S. 205–226.
- Gerhard Hahn, Möglichkeiten und Grenzen der politischen Aussage in der Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Deutsche Literatur im Mittelalter, Hugo Kuhn zum Gedenken, hg. Chr. Cormeau, Stuttgart 1979, S. 338–355.
- Gerhard Hahn, zu den *ich*-Aussagen in Walthers Minnesang. In: Müller – Worstbrock (1989), S. 95–104.
- Gerhard Hahn, Walther von der Vogelweide, München, ²1989.
- Gerhard Hahn, *dâ keiser spil*. In: Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur, hg. Gerhard Hahn – Hedda Ragotzky, Stuttgart 1992, S. 86–107.
- Gerhard Hahn, Walthers Minnesang. In: Brunner 1996, S. 74–134.
- Gerhard Hahn, Walther von der Vogelweide. In: ²VL Bd. 10, 1996–1999, Sp. 666–697.
- Clifton Hall u. Samuel Coleman, Walther v. d. V. A Complete Reference Work. Head-Word and Rhyme-Word Concordances to His Poetry, Colorado 1995.
- Wolfgang Haubrichs, Grund und Hintergrund in der Kreuzzugsdichtung. Argumentationsstruktur und politische Intention in Walthers ‚Elegie‘ und ‚Palästinalied‘. In: Philologie und Geschichtswissenschaft, hg. Heinz Rupp (medium literatur 5), Heidelberg 1977, S. 12–62.

- Jens Haustein, Autornähe und Überlieferungsvarianz. In: Bein 1999, S. 63–71.
- Hedwig Heger, Das Lebenszeugnis Walthers von der Vogelweide, Wien 1970.
- Joachim Heinzle, *Philippe – des riches krône – der weise*. Krönung und Krone in Walthers Sprüchen für Philipp von Schwaben. In: Bein 1999, S. 225–237.
- Joachim Heinzle, Mädchendämmerung. Zu Walther 39,11 und 74,20. In: Verstehen durch Vernunft, FS Werner Hoffmann, hg. Burkhard Krause (Philologica Germanica 19), Wien 1997, S. 145–158.
- Herbert Herzmann, Walthers *Under der linden* – ein Lied der hohen Minne? In: ZfdPh 96 (1977), S. 348–370.
- Werner Hoffmann, Walthers sogenannte Elegie. In: ZfdPh 87 (1968), Sonderheft S. 108–131.
- Werner Hoffmann, Walthers Weggang aus Wien und der Beginn seiner politischen Lyrik. In: Expedition nach der Wahrheit, FS Theo Stemmler, hg. Stefan Horlacher, Heidelberg 1996, S. 93–108.
- Wernfried Hofmeister, Sprichwortartige Mikrotex te als literarische Medien, dargestellt an der hochdeutschen politischen Lyrik des Mittelalters (Studien zur Phraseologie und Parömiologie 5), Bochum 1995.
- Franz-Josef Holzngel, Überlieferung und ‚Werk‘. In: Bein 1999, S. 32–58.
- L. Peter Johnson, Lyrische Allegorie bei Morungen und Walther. In: Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter, Würzburger Kolloquium 1978, hg. Volker Honemann u. a., Tübingen 1979, S. 181–204.
- Günther Jungbluth, Thesen zu einigen Waltherliedern. In: Studien zur deutschen Literatur und Sprache des Mittelalters, FS Hugo Moser, hg. Werner Besch, Berlin 1974, S. 101–112.
- Ingrid Kasten (Hg.), Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters (Bibliothek des Mittelalters 3), Frankfurt 1995a.
- Ingrid Kasten, Sehet waz man mir êren biete. Walthers ‚Preislied‘ (L 56,14). In: Walther von der Vogelweide. Actes du Colloque du Centre d’Etudes Médiévales de l’Université de Picardie Jules Verne 15 et 16 Janvier 1995, hg. Danielle Buschinger u. a. (Wodan 52), Greifswald 1995b, S. 55–73.
- Ingrid Kasten, Die Pastourelle im Gattungssystem der höfischen Lyrik. In: Cyril Edwards, Lied im deutschen Mittelalter, Tübingen 1996, S. 27–41.
- Peter Kern, Der Reichston – das erste politische Lied Walthers von der Vogelweide? In: ZfdPh 111 (1992), S. 344–362.
- Hartmut Kokott, Walther und Neidhart. Zum Problem literarischer Interaktion mittelhochdeutscher Dichter. Eine Skizze. In: Mück 1989, S. 107–119.
- Carl von Kraus, Walther von der Vogelweide, Untersuchungen, Berlin 1935.
- Hugo Kuhn, Minnelieder Walthers von der Vogelweide. Ein Kommentar, hg. von C. Cormeau (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 33), Tübingen 1982.
- Volker Ladenthin, Walthers Kreuzlied 76,22 vor dem Hintergrund mittelalterlicher Kreuzpredigten. In: Euphorion 77 (1983), S. 40–71.
- Eric Marzo-Wilhelm, Walther von der Vogelweide Zwischen Poesie und Propaganda, Frankfurt 1998.
- Gerhard Meissburger, „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe“? Zu Walther 46,32ff (= M. 80). In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 10 (1976), S. 15–41.
- Volker Mertens, Reinmars ‚Gegengesang‘ zu Walthers Lindenlied. In: ZfdA 112 (1983), S. 161–177.
- Volker Mertens, Rez. zu Scholz 1999. In: ZfdA 130 (2001), S. 220–225.
- Wolfgang Mohr, *Arme Ritter*. In: ZfdA 97 (1968), S. 127–134.
- Wolfgang Mohr, Minnesang als Gesellschaftskunst. In: Fromm 1961, S. 197–228.
- Wolfgang Mohr, Die „Vrouwe“ Walthers von der Vogelweide. In: ZfdPh 86, 1967, S. 1–10.
- Wolfgang Mohr, Altersdichtung Walthers von der Vogelweide. In: Sprachkunst 2 (1971) 329–356.
- Wolfgang Mohr, Vortragsform und Form als Symbol im mittelalterlichen Lied. In: Fromm 1985, S. 211–225.

- Jan-Dirk Müller, Walther von der Vogelweide: Ir reinen wîp, ir werden man. In: *ZfdA* 124 (1995), 1–25.
- Ulrich Müller, Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters (GAG 55/56), Göppingen 1974.
- Alfred Mundhenk, Walthers Selbstbewußtsein. In: *DVJ* 37 (1963), S. 406–438.
- Alfred Mundhenk, Ist Walther der Verfasser der Elegie? In: (ders.), *Walthers Zuhörer*, Würzburg 1993.
- Hans Naumann, Guoten tac, böes unde guot. In: *ZfdA* 83 (1951/52), S. 125–127.
- Eberhard Nellmann, Philippe setze en weisen ûf. Zur Parteinahme Walthers für Philipp von Schwaben. In: *Stauferzeit. Geschichte, Literatur, Kunst*, hg. Rüdiger Krohn u. a. (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten 1), Stuttgart 1978, S. 87–104.
- Eberhard Nellmann, Walthers unzeitgemäßer Kreuzzugsappell. Zur Funktion der *Her keiser*-Strophen des Ottentons. In: *ZfdPh* 98 (1979), Sonderheft, S. 22–60.
- Eberhard Nellmann, Spruchdichter oder Minnesänger? Zur Stellung Walthers am Hof Philipps von Schwaben. In: Müller – Worstbrock 1989, S. 37–59.
- Eberhard Nellmann, Parzivalkommentar: Wolfram von Eschenbach, Parzival. Nach d. Ausg. Karl Lachmanns rev. u. kommentiert von Eberhard Nellmann. Übertr. von Dieter Kühn (Bibliothek des Mittelalters 8,1–2), Frankfurt 1994.
- Matthias Nix, Untersuchungen zur Funktion der politischen Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide, GAG 592, Göppingen 1993.
- Theodor Nolte, Walther von der Vogelweide, Höfische Idealität und konkrete Erfahrung, Stuttgart 1991.
- Theodor Nolte, Ironie in der Sangspruchdichtung Walthers von der Vogelweide. In: *Poetica* 30 (1998), S. 351–376.
- Hermann Paul, Zu Walther von der Vogelweide. In: *PBB* 8/3 (1882), S. 161–209.
- Sylvia Ranawake, Walthers Lieder der *herzeliebe* und die höfische Minnedoktrin. In: *Minnesang in Österreich*, hg. Helmut Birkhan (WAGAPh 24), Wien 1983, S. 109–152.
- Sylvia Ranawake, Gab es eine Reinmar-Fehde? Zu der These von Walthers Wendung gegen die Konvention der hohen Minne. In: *Oxford German Studies* 13, S. 7–35.
- Hermann Reichert, Autor und Erzähler im Nibelungenlied. In: *Helden und Heldensage*. FS Otto Gschwantler, hg. Hermann Reichert und Günter Zimmermann (Philologica Germanica 11), Wien 1990, S. 287–327.
- Hermann Reichert, Gewollte oder ungewollte Mißverständnisse um 1200? In: *Verstehen durch Vernunft*, FS Werner Hoffmann, hg. Burkhard Krause (Philologica Germanica 19), Wien 1997, S. 279–301.
- Hermann Reichert, Walther von der Vogelweide für Anfänger, Wien ²1998.
- Hermann Reichert, Wolfram von Eschenbach *Parzival* für Anfänger, Wien 2002.
- Daniel Rocher, Lateinische Tradition und ritterliche Ethik (1964). In: *Ritterliches Tugendsystem*, hg. Günter Eifler, Darmstadt 1970 (WdF 56), S. 542–477.
- Kurt Ruh, Mittelhochdeutsche Spruchdichtung als gattungsgeschichtliches Problem. In: *DVJ* 42 (1968), S. 309–324.
- Max Schiendorfer, Ulrich v. Singenberg, Walther u. Wolfram. Zur Parodie in der höfischen Literatur (Studien zur Germanistik, Anglistik u. Komparatistik 112), Bonn 1983.
- Bernd Schirok, *Zin anderhalp an dem glase gelichtet*. In: *ZfdA* 115 (1986), S. 117–124.
- Ruth Schmidt-Wiegand, Walthers Kerze. In: *ZfdPh* 87 (1968), Sonderheft S. 154–185.
- Schneider, Neidhart, GAG 196–197.
- Manfred G. Scholz, *Der biderbe patriarke missewende frî und dominus Waltherus* – auch ein Versuch zum Begriff des fahrenden Spruchdichters. In: Wolfger von Erla, Bischof von Passau (1191–1204) und Patriarch von Aquileia (1204–1218) als Kirchenfürst und Literaturmäzen. Hg. Egon Boshoff / Fritz P. Knapp, Heidelberg 1994.

- Manfred G. Scholz, Rez. von Brunner 1996 – Cormeau – Ranawake. In: PBB 120 (1998), S. 487–501.
- Manfred G. Scholz, Walther von der Vogelweide (Sammlung Metzler 316), Stuttgart 1999.
- Manfred G. Scholz, Rez. von Bauschke, ‚Reinmar-Lieder‘. In: ZfdA 130 (2001), S. 353–358.
- Günter Schopf, Fest und Geschenk in mittelhochdeutscher Epik (Philologica Germanica 18), Wien 1996.
- Percy Ernst Schramm, Die Anerkennung Karls des Großen als Kaiser. In: Historische Zeitschrift 172 (1951), S. 449–515.
- Edward Schröder, Der Pelzrock Walthers von der Vogelweide. In: Forschungen und Fortschritte 9 (1933), S. 78–79.
- Werner Schröder, Die Lebenszeugnisse Walthers von der Vogelweide. In: FS für Hugo Moser, Berlin 1974, S. 88–100.
- Ursula Schulze, Zur Vorstellung von Kaiser und Reich in staufischer Spruchdichtung bei Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. In: Stauferzeit. Geschichte, Literatur, Kunst, hg. Rüdiger Krohn, Bernd Thum, Peter Wapnewski (Karlsruher kulturwissenschaftliche Arbeiten 1), Stuttgart 1978, S. 206–219.
- Volker Schupp, Er hât tûsent man betoeret. Zur öffentlichen Wirkung Walthers von der Vogelweide. In: Poetica 6 (1974), S. 38–59.
- Günther Schweikle, Minne und Mâze. Zu aller werdekeit ein füegerinne (Walther 46,32). In: DVj 37 (1963), S. 498–528.
- Günther Schweikle, Die mhd. Minnelyrik. Darmstadt 1977.
- Günther Schweikle, Die Fehde zwischen Walther von der Vogelweide und Reinmar dem Alten. Ein Beispiel germanistischer Legendenbildung. In: ZfdA 115 (1986), S. 235–253.
- Günther Schweikle (Hg.), Reinmar der Alte, Lieder. Nach der Weingartner Liederhandschrift (B), Stuttgart 1986.
- Günther Schweikle, Minnesang (Sammlung Metzler, Realien zur Literatur 244), Stuttgart ²1995.
- Günther Schweikle, Walther von der Vogelweide, Werke Gesamtausgabe Bd. 1, Spruchlyrik, Stuttgart 1994.
- Günther Schweikle, Minnesang in neuer Sicht, Stuttgart Metzler 1994.
- Franz Viktor Spechtler, Der Leich, Lieder zum Thema Heiliges Land und Kreuzzug, ‚Alterslieder‘. In: Brunner (1996), S. 192–227.
- Wolfgang Spiewok, Einleitung zu: (hg. ders.), Ulrich von Zatzikhoven, Lanzelet (Wodan 71), Greifswald 1997.
- Helmut Tervooren, Reinmar und Walther. Überlegungen zu einem autonomen Reinmar-Bild. In: Mück 1989, S. 89–105.
- Heinz Thomas, Dichtung und Politik um 1200: Das Nibelungenlied. In: Das Nibelungenlied und der mittlere Donauraum, hg. Klaus Zatloukal (Philologica Germanica 12), Wien 1990, S. 103–129.
- Berndt Volkmann, Owê war sint verschwunden. Die Elegie Walthers von der Vogelweide (GAG 483); Göppingen 1987.
- Burghart Wachinger, Die Welt, die Minne und das Ich. In: Entzauberung der Welt, Deutsche Literatur 1200–1500. Hg. James Poag – Thomas C. Fox, Tübingen 1989. S. 107–118.
- Peter Wapnewski, Wolframs Walther-Parodie und die Frage der Reihenfolge seiner Lieder. In: GRM 39 (1958), S. 321–332.
- Peter Wapnewski, Walther von der Vogelweide, Gedichte (Fischer Taschenbuch), Frankfurt ⁷1971.
- Peter Wapnewski, Walthers Lied von der Traumliebe (74,20) und die deutschsprachige Pastourelle, zuletzt mit Nachträgen in: P. W., Waz ist minne. Studien zur mittelhochdeutschen Lyrik, München 1975, S. 109–154.
- Horst Wenzel, Typus und Individualität. Zur literarischen Selbstdeutung Walthers von der Vogelweide. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 8 (1983), S. 1–34.

- Horst Wenzel, Zur Repräsentation von Herrschaft in mittelalterlichen Texten. In: Adels Herrschaft und Literatur, hg. Horst Wenzel (Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte 6), Bern 1980, S. 339–375.
- Eva Willms, Rez. von Reichert 1998. In: Germanistik 42 (2001), Nr. 3785.
- Alois Wolf, Komik und Parodie als Möglichkeiten dichterischer Selbstdarstellung im Mittelalter. In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 10 (1976), S. 73–101.
- Herbert W. Wurster, Das Nibelungenlied und das Bistum Passau unter Bischof Wolfer von Erla (1191–1204). In: Nibelungenlied und Klage. Ursprung – Funktion – Bedeutung. Hg. Dietz-Rüdiger Moser und Marianne Sammer (Beibände zur Zeitschrift ‚Literatur in Bayern‘ 2), München 1998, S. 265–360.